



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Weitergeben statt Wegwerfen - Wege zu einer
ressourcenschonenden Lebensweise“

verfasst von / submitted by

Ronja Katharina Etzel, B.A.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2019/ Vienna, 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag. Dr. Nicole Lieger

Zusammenfassung

Ausgehend von multiplen Krisensituationen und einer ungerechten globalen Verteilung des Ressourcenverbrauchs pro Kopf, scheint eine sozial-ökologische Transformation unumgänglich. Grund für das Bestehen einer imperialen Lebensweise sind ressourcenintensive Lebensstile im Globalen Norden, wie diese ressourcenschonender gestaltet werden können steht im Fokus folgender Arbeit. Dahingehend werden Formen der Weitergabe mit dem Motto „Weitergeben statt Wegwerfen“ auf deren Wirksamkeiten untersucht. Inwiefern durch die Nutzung von Formen der Weitergabe Ressourcen eingespart werden können und inwiefern durch deren Nutzung bestehende konsumorientierte Denkweisen verändert werden können, wird anhand einer Literaturanalyse untersucht. Durch die Nutzung von Formen der Weitergabe können Ressourcen eingespart werden, jedoch gilt es einen möglichen Rebound-Effekt zu beachten. Formen der Weitergabe können außerdem das Potenzial haben bestehende Denkweisen zu verändern. Um eine Gesellschaftsorganisation jenseits von wachstumsorientierten Denkweisen greifbarer zu machen, wird perspektivisch auf die Organisation einer Postwachstumsgesellschaft eingegangen.

Abstract

The current situation of multiple crises and the global unjust distribution of resource consumption per capita seems to make a social-ecological transformation inevitable. Resource-intensive lifestyles in the Global North are the reason for the continued existence of imperial ways of life. The following thesis focusses on ways to make lifestyles more resource-friendly. Therefore, “forms of passing on” with the motto “passing on instead of throwing away” will be analyzed regarding their effectiveness. Based on a literature analysis the following questions will be discussed: In how far can the use of “forms of passing on” lead to the reduction of resource consumption? In how far can the use of “forms of passing on” lead to a modification of growth-oriented mindsets? Regarding to the reduction of resource consumption, a possible rebound-effect needs to be considered. Furthermore “forms of passing on” can have the potential to change existing mindsets. To draw the vision of a society that does not rely on economic growth the organization of a post-growth-society is demonstrated.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Ideen einer verbreiteten Denkweise	5
2.1. Wohlstandsverständnis	5
2.2. Gutes Leben für Alle	8
2.3. Wegwerfmentalität & Wertschätzung für Dinge	11
2.4. Imperiale Lebensweise	12
2.5. Sozial-ökologische Transformation.....	15
3. Andere Denkweisen und Logiken	17
3.1. Sharing Economy: Nutzen statt Besitzen	17
3.2. Weitergeben statt Wegwerfen	21
3.2.1. Formen der permanenten Weitergabe/konsequente Nutzung	22
3.2.2. Formen der temporären Weitergabe	30
4. Wirksamkeit von Formen der Weitergabe	35
4.1. Wirksamkeit 1: Ressourcenschonen.....	36
4.1.1. Ernährung	39
4.1.2. Textilien & Gebrauchsgegenstände.....	40
4.1.3. Wohnen & Reisen.....	41
4.1.4. Mobilität.....	42
4.1.5. Rebound-Effekt	43
4.1.6. Fazit Wirksamkeit 1: Ressourcenschonen.....	45
4.2. Wirksamkeit 2: Denkweisen verändern.....	47
4.2.1. Verwobenheit von Denk- und Handlungsweisen	50
4.2.2. Einfluss der persönlichen Praxis auf die Veränderung von Denkweisen	54
4.2.3. Erlebte Praxis	57
4.2.4. Wirksamkeit auf der individuellen Ebene: bin ich wirksam in meinem Handeln?	60
4.2.5. Entfremdung entgegenwirken: Gutes Leben durch mehr Resonanz in Alltagspraktiken	60

4.2.6. Transformation durch gelebte alternative Praktiken	64
4.2.7. Genügsamkeit als ein neues Leitbild.....	65
4.2.8. Fazit Wirksamkeit 2: Veränderung von Denkweisen	66
5. Ausblick: Organisation einer Postwachstumsgesellschaft	68
5.1. Konturen einer Postwachstumsökonomie	71
5.1.1. Suffizienz.....	71
5.1.2. Subsistenz.....	72
5.1.3. Regionalökonomie	74
5.1.4. Orientierung an stofflichen Nullsummenspielen.....	75
5.2. Postwachstumspolitiken	76
5.3. Reduktion der Arbeitszeit.....	78
5.4. Alternative Wohlstandsmodelle.....	79
6. Fazit.....	80
7. Bibliographie.....	85

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 das Konzept der imperialen Lebensweise (vgl. Kopp et al.2017:7)	15
Abbildung 2 Nutzungsdauer und nicht genutzte Kapazitäten ausgewählter Geräte (vgl. Leismann et al. 2012:32)	17
Abbildung 3 Treibhausgasemissionen unterschiedlicher Verkehrsmittel (Aamaas et al. 2013; Umweltbundesamt 2016; Verkehrsclub 2016 zitiert nach Kopp et al. 2017:80)	33
Abbildung 4 Lebensmittelverschwendung in Deutschland (vgl. Aktionsplan Foodsharing & deutsche Umwelthilfe 2018:4)	40

1. Einleitung

Ressourcenknappheit, überlastete Ökosysteme, Migrationsströme, Armut und Hunger in vielen Weltregionen - die Welt befindet sich in einer multiplen Krise. Wirtschaftswachstum benötigt Ressourcen, jedoch stößt es an planetare Grenzen, denn auf einem begrenzten Planeten ist kein unbegrenztes Wachstum möglich. Die Klimakatastrophe könne also als Folge einer, auf Wachstum fixierten Gesellschaft, gesehen werden.

Die unmittelbaren Auswirkungen des Klimawandels sind, global betrachtet, jedoch nicht überall gleich spürbar: in einigen Weltregionen stellen sie eine greifbare Bedrohung dar, während sie in anderen Weltregionen auf abstrakte, ungreifbare Katastrophenmeldungen beschränkt bleiben. Auch der Ressourcenverbrauch ist global extrem ungleich verteilt: in Ländern des Globalen Nordens werden pro Person viel mehr Ressourcen verbraucht als in Ländern des Globalen Südens. Grund dafür sind die extrem ressourcenhungrigen Lebensstile in Ländern des Globalen Nordens. Die Rohstoffgewinnung und Fertigung von Konsumgütern findet auf Grund von niedrigen Produktionskosten, auch bedingt durch schlechte Sozial- und Umweltstandards jedoch meist in Ländern des Globalen Südens statt. Die, in Ländern des Globalen Nordens konsumierten Güter gelangen am Ende ihrer Wertschöpfungskette, in Form von Elektroschrott, dann häufig in die Länder des Globalen Südens zurück und gelten als neue Ressource. Hier werden sie in ihre Einzelteile zerlegt, die Rohstoffe daraus zurückgewonnen und verkauft. Da sich jedoch, auf Grund der herrschenden Produktionsweise, vieles nicht wiedergewinnen lässt, landet dementsprechend viel auf wilden Deponien. Die vom (illegalen) Elektroschrotthandel lebenden Menschen und deren Lebensumstände sind (nur ein Beispiel für) Verlierer*innen globaler Wertschöpfungsketten (vgl. Brand/Wissen 2017:12). Die Externalisierung der sozialen und ökologischen Folgen, in Länder des Globalen Südens sind Ergebnisse des Konsumhungers einer, auf Massenproduktion beruhenden, Überflussgesellschaft in Ländern des Globalen Nordens (vgl. ebd.).

Auf der einen Seite wird im Überfluss gelebt, konsumiert und verschwenderisch mit Ressourcen umgegangen, auf der anderen Seite herrscht Leid und Not. Auf der einen Seite sind exotische Früchte das ganze Jahr im Supermarkt verfügbar und Unmengen an genießbaren Lebensmittel werden täglich weggeworfen, während auf der anderen Seite in den Anbaugebieten eben dieser Lebensmittel, auf Grund der benötigten Wassermenge für den Anbau, Wassermangel und Hunger herrschen. Auf der einen Seite geht es darum immer das neuste Smartphone zu besitzen, während auf der anderen Seite, unter gesundheitlich sehr

bedenklichen Bedingungen, giftige Rohstoffe aus alten Elektrogeräten ausgebaut werden. Der Wohlstand einer globalen Minderheit auf der einen Seite, geht auf Kosten einer globalen Mehrheit, auf der anderen Seite. In einer globalisierten Wirtschaft kann es Gewinner*innen nur geben, weil es auch Verlierer*innen gibt (vgl. Brand/Wissen 2017:15). Unrechtsstrukturen in einer globalisierten Welt bilden die Grundlage einer Lebensweise, die auf Ausbeutung und Menschenrechtsverletzungen beruht, Brand & Wissen sprechen hierbei von einer *imperialen Lebensweise*.

Globale Wohlstandsverständnisse orientieren sich an Lebensweisen in Ländern des Globalen Nordens. Wenn jedoch alle Menschen einen so ressourcenhungrigen Lebensstil, wie beispielsweise die Menschen in Europa, praktizieren würden, dann wären drei Erden von Nöten um den Ressourcen hunger zu stillen (vgl. BMNT 2019). Trotz, oder eben auf Grund des Überflusses in wohlhabenden Weltregionen, sind Krankheiten wie Burnout weitverbreitet. Erkenntnisse aus der Glücksforschung, geben an, dass nachdem ein bestimmtes Konsumniveau überschritten ist, kein weiterer Glückszuwachs stattfindet (vgl. Paech/Paech 2013:3).

Dies lässt die Frage aufkommen ob, den, von der Steigerungslogik und von Fortschrittsgedanken durchzogenen Überflusgesellschaften und deren materieller Wohlstand, eine erstrebenswerte Vorbildfunktion zugesprochen werden sollte. Die Angemessenheit des Bruttoinlandsprodukts als Wohlstandsindikator und die nach materiellem Wohlstand strebende Ausrichtung von Lebensstilen, gilt es vor diesem Hintergrund kritisch zu betrachten.

Bestehenden soziale und ökologische Problemlagen zeigen, dass ein „weiter wie bisher“ nicht möglich ist. Die Politik versucht der ökologischen Krise mit Lösungsstrategie zu begegnen, welche darauf abzielen, Wirtschaftswachstum und Ressourcenverbrauch zu entkoppeln. Diese Green Growth Ansätze wollen Wachstum zwar nachhaltiger gestalten, eine Abkehr der Wachstumslogik findet jedoch nicht statt, da sich die Lösungsstrategien innerhalb eines neoliberalen Denkmodells bewegen. Bestehende Macht- und Herrschaftsstrukturen bleiben weiterhin bestehen und herrschende Produktions- und Konsummodelle werden nicht in Frage gestellt.

Unsere komplette Gesellschaft und ihre Institutionen beruhen auf wirtschaftlichem Wachstum beziehungsweise sind davon abhängig. Dies scheint einen Grund für das Festhalten am bestehenden System darzustellen (vgl. Seidl/Zahrnt 2010:18). Um Auswege aus der multiplen Krise zu gestalten, gelte es jedoch den größeren Zusammenhang unterschiedlicher komplexer Krisendynamiken zu verstehen (vgl. Brand 2009:1). Lebensstile, die mit den planetaren Grenzen der Erde und nachkommenden Generationen vereinbar sein sollen, brauchen ein

radikales Umdenken. Eine Abkehr von wachstumsfixierten Denkweisen und danach ausgerichteten Lebensentwürfen muss in allen Lebensbereichen stattfinden, denn eine *sozial-ökologische Transformation* hin zu einer ressourcenschonenderen und sozial verträglicheren Lebensweise scheint nur möglich, wenn bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse infrage gestellt werden.

Daher werden in der vorliegende Arbeit Überlegungen dazu angestellt, inwiefern Lebensstile durch die Nutzung von *Formen der Weitergabe* zum einen ressourcenschonender gestaltet werden können und zum anderen bereits verinnerlichte Denkweisen und Handlungsmuster dadurch verändert werden können.

In einer Überflussgesellschaft werden individuelle Konsummuster und die Gestaltung von Lebensweisen durch strukturelle Gegebenheiten beeinflusst. Die finale Entscheidungsverantwortung bezüglich der Ressourcenintensität des eigenen Lebensstils, liegt jedoch beim Individuum selbst. Da ein „weiter wie bisher“ nicht möglich ist, gilt es Alltagspraktiken mit fatalen ökologischen und sozialen Folgen umzustellen. Eine Möglichkeit Lebensstile ressourcenschonender zu gestalten könnte die Nutzung von Bestehendem, als Alternative zu Neuanschaffungen, darstellen.

Weitergeben, teilen und schenken sind keine neuen Praktiken, im Zuge dieser Masterarbeit sollen jedoch Überlegungen dazu angestellt werden, inwiefern durch die Nutzung von Formen der Weitergabe Ressourcen geschont werden können und somit ein Beitrag zu einer sozial-ökologischen Transformation geleistet werden kann.

Secondhandläden, Verschenkläden, Büchereien, offene Bücherschränke, Kleidertauschpartys, bieten die Möglichkeit bestehende Waren im Umlauf zu behalten. Dies kann eine Alternative zur Wegwerfmentalität darstellen: materielle Güter, die für eine Person womöglich ihren Wert oder Nutzen verloren haben, werden an andere Personen weitergegeben anstatt entsorgt zu werden.

Ausgehend von der Überlegung, dass durch die Nutzung von Formen der Weitergabe eine nachhaltigere Gestaltung des Alltags möglich ist, beschäftigt sich diese Arbeit mit den Wirksamkeiten von Formen der Weitergabe und den folgenden Fragen: Inwiefern können durch die Nutzung von Formen der Weitergabe Ressourcen geschont werden? Inwiefern kann die Nutzung von Formen der Weitergabe zu einem individuellen und gesellschaftlichen Umdenken anregen?

Vorschläge zur Gestaltung einer Gesellschaft, die wachstumsunabhängig ist, gibt es bereits. In einem ausblickartigen Kapitel wird daher ein Überblick zur Gestaltung einer Postwachstumsgesellschaft gegeben.

Vor dem Hintergrund der multiplen Krise sollen einleitend kritische Überlegungen zu vorherrschenden, gesellschaftlichen Idealen, Wohlstandsverhältnissen und Lebensstilen angestellt werden. Dem sollen Gedanken bezüglich eines *Guten Lebens für Alle* als erstrebenswertes Ziel einer gesamtgesellschaftlichen Transformation entgegengebracht werden. Das von Brand & Wissen geprägte Konzept der *imperialen Lebensweise* soll als theoretische Erklärungsgrundlage für weitergehende Überlegungen dienen. Im einleitenden Teil soll außerdem der Begriff der *sozial-ökologischen Transformation* zur Überwindung bestehender Missstände erläutert werden.

Im Hauptteil der vorliegenden Arbeit sollen Handlungsweisen mit dem Motto „Weitergeben statt Wegwerfen“ und „Nutzen statt Besitzen“ auf deren Wirksamkeiten untersucht werden. Beispielhaft sollen einige problematische Realitäten, als Folge bestehender Lebensweisen, in den Bereichen Ernährung, Konsum, Wohnen & Reisen, sowie Mobilität aufgezeigt und existierende Formen der Weitergabe kurz vorgestellt werden. Einige dieser Formen der Weitergabe werden weitergehend bezüglich ihrer ressourcenschonenden Wirksamkeit untersucht, um dann auf die Veränderung, die durch die Nutzung von Formen der Weitergabe in Gang gesetzt werden könnte, einzugehen.

Auch die Konturen einer Postwachstumsökonomie sollen perspektivisch skizziert werden, um die Organisation einer Gesellschaft jenseits des Wachstumsparadigmas greifbar zu machen. Eine Zusammenfassung der Überlegungen zu den Wirksamkeiten von Formen der Weitergabe wird die Arbeit abschließen.

2. Ideen einer verbreiteten Denkweise

2.1. Wohlstandsverständnis

Das Bruttoinlandsprodukt gilt als weitverbreiteter Wohlstandsindikator und gibt Auskunft über den, anhand von wirtschaftlichem Wachstum gemessenen, Wohlstand einzelner Länder. Auch die imperiale Denkweise setzt Wohlstand mit wirtschaftlichem Wachstum gleich und wendet die Steigerungslogik auf verschiedene Lebensbereiche an.

Daraus folgt eine ständige Inwertsetzung aller Lebensbereiche und klare Wert- und Idealvorstellungen einer „richtigen“ Lebensführung. Monetärer Wohlstand gilt hierbei häufig als oberstes, zu erreichendes Ziel. Daher spielt Geld in dieser Logik eine sehr zentrale Rolle: es wird dazu benötigt den Lebensunterhalt zu bestreiten und sich durch Besitztümer sozial zu positionieren. Da Geld an bezahlte Lohnarbeit gekoppelt ist, erhält Arbeit einen hohen Stellenwert im Leben. Die Leistung eines Individuums und die dadurch einhergehende soziale Position und Anerkennung in einer Leistungsgesellschaft wird durch das Gehalt und damit einhergehenden finanziellen Möglichkeiten der Lebensgestaltung bestimmt. Ein gut bezahlter Job ist das Ziel von Bildung und gilt daher als eine „Investition in die Zukunft“. Unbezahlte Praktika und Überstunden um eine höhere Position zu erreichen werden in Kauf genommen um sich innerhalb der Arbeitswelt zu beweisen.

Durch materiellen Besitz zeigt man in einer Leistungs- und Konsumgesellschaft wer man ist oder wer man gerne wäre. Statussymbole wie Autos, Häuser oder teure Kleidung sind Ausdrucksmittel dafür. Die Art und Weise wie gewohnt, gereist, gegessen und sich fortbewegt wird zeigt nach außen wer wir sind beziehungsweise sein möchten. Durch den Besitz von Konsumgütern wird untereinander verglichen und konkurriert. Durch die globalisierte Wirtschaft und technische Innovationen durchdringt die Immer-Mehr-Logik alle Lebensbereiche.

Bereits bei Kleinkindern ist diese Logik schon fest verankert, Sätze wie: „das ist meins“, „das gehört mir, du darfst nicht damit spielen“ (auch wenn der Gegenstand erst dann interessant wird, wenn andere sich dafür interessieren) hört man oft, es ist erschreckend, dass das Konzept des Besitzens bereits schon so früh in unserem Leben einen großen Teil einnimmt. Die ganze Gesellschaft scheint sich auf Konzepte wie Eigentum, Besitztum, Geld, Erfolg zu fokussieren.

Doch was sagen die Besitztümer oder Kontostände tatsächlich über ihre Besitzer*innen und vor allem deren Wohlbefinden aus? Machen Besitztümer wie ein Haus, ein Auto und ein gefülltes Konto glücklich? Oder ist dieses Bild von Wohlstand nur so tief in unserem Denken verankert?

Ständiges Vergleichen und Profilieren (durch Statussymbole), Konkurrenz, Leistungsdruck, Streben nach beruflichem Erfolg und Selbstoptimierungszwang zielen doch eigentlich nur darauf ab Anerkennung zu erhalten, aber gibt es die in einer Ellenbogengesellschaft überhaupt und wenn ja von wem?

Die, der Konsumgesellschaft zugrunde liegenden, Leitbilder und damit einhergehende Anforderungen an Individuen bauen Druck auf: ein guter Schulabschluss, Studium, Berufswahl. Von klein auf werden wir darauf vorbereitet irgendwann einmal zu arbeiten, um uns Dinge beziehungsweise Besitztümer zu kaufen, wie beispielsweise ein Haus, ein Auto oder andere Dinge, die wir vermeintlich brauchen. Der Gedanke des Besitzens gehört dazu wie der Gedanke eine Familie zu gründen. Dazu gehört wiederum die Angst oder die Sorge diese Familie zu versorgen. Geld spielt also die komplette Zeit eine Rolle.

Ob die Studieninhalte tatsächlich interessieren oder der Beruf Spaß macht und vielleicht sogar eine erfüllende Auswirkung hat, scheinen irrelevant. Die Antwort auf Unzufriedenheit auf Grund eines nicht erfüllenden oder zu stressigen Jobs oder Zeitknappheit lautet oft: Konsum!

Werbung bediene sich Maßnahmen der psychologischen Obsoleszenz und wecke so die Bereitschaft von Individuen, ein neues Produkt zu kaufen, auch wenn das alte noch funktioniere. Konsum schein alternativlos, Konsumverzicht oder Konsumgleichgültigkeit wirke daher weltfremd (vgl. Reuß 2015:81ff). Marken werden bereits bei Kleinkindern in den Köpfen implementiert und wir werden täglich im Schnitt mit ungefähr 3 000 Werbebotschaften konfrontiert. Konsum wird im stressigen Alltag daher oft als Kompensationsmaßnahme genutzt: Modegeschäfte mit Namen wie „Kauf dich glücklich“, Werbeinhalte oder Produktplatzierungen auf Social-Media-Kanälen vermitteln die Botschaft, dass Konsum glücklich macht. Vielleicht folgt auf den Kauf einer Sache ein kurzes Glücksgefühl, aber wie lange hält dieses Gefühl tatsächlich an?

Weshalb nimmt Konsum eine so wichtige Rolle ein?

Die Omnipräsenz von Konsum habe Einfluss auf moderne Identitätskonstruktionen und fungiere häufig als Strukturgeber eines modernen Alltags. Durch, zur Verfügung stehende Konsumangebote zur individuellen Bedürfnisbefriedigung, würden Gefühle wie Sicherheit und Geborgenheit vermittelt. Besonders große, weitverbreitete Marken könnten als biographische Wegbegleiter fungieren und durch deren Konsum werde Kontinuität vermittelt. Konsumgewohnheiten strukturieren, beispielsweise durch Öffnungszeiten von Geschäften, die alltägliche Lebensführung und Zeiteinteilung. Das Verfolgen (längerfristiger) Konsumziele könne eine orientierungstiftende Funktion haben, wie zum Beispiel das Sparen für eine

Weltreise oder der Kauf eines Hauses. Konsum könne außerdem eine zugehörigkeitsstiftende Funktion haben, da durch den Konsum derselben Dinge, die Möglichkeit sich an ein soziales Umfeld anzupassen, bestehe (vgl. Kühn & Koschel 2010: 3ff).

Konsum stellt zwar einen festen Bestandteil unserer alltäglichen Lebensrealitäten dar, ob durch Konsum allerdings Wohlstand gestiftet wird, gilt es zu hinterfragen.

Was bringen uns ein voller Kleiderschrank, unzählige Spielsachen, Autos, die neusten technischen Geräte, wenn wir schon nach kurzer Zeit das Interesse daran verlieren, weil bereits die neue Kollektion einer Modekette, ausgefallene Spielsachen, schnellere Autos oder technische Geräten mit neuen Funktionen auf dem Markt sind? Die Steigerungslogik geht immer weiter, aber steigert der gesteigerte Konsum auch das individuelle Wohlbefinden? Oder geraten wir in eine Art Teufelskreis, indem wir arbeiten um Geld zu verdienen, welches wir wiederum für Konsumgüter ausgeben, die uns davon ablenken, dass wir so viel arbeiten?

Unternehmen bieten ihren Mitarbeiter*innen nicht selten eine vergünstigte Mitgliedschaft in Fitnesscentern an, aber tun sie dies, weil sie um ihr gesundheitliches Wohl besorgt sind oder um durch Sport als Ausgleich zur Arbeit gesündere und daher effizientere und leistungsfähigere Mitarbeiter*innen zu haben?

Leistungsdruck, Überforderung, Stress, Versagensängste, Erschöpfung sind eine häufige Folge der Steigerungslogik und machen mehrheitlich krank. Laut der Ärztekammer leiden 500.000 Österreicher*innen an Burnout und 1,1 Millionen sind gefährdet. In der Gruppe der unter-30-Jährigen sei der Anteil, der an Burnout erkrankten, in Österreich besonders hoch (vgl. BURNAUT 2017). Laut einer Umfrage des deutschen Ärzteblatts fühlen sich neun von zehn Befragten von ihrer Arbeit gestresst und jede*r Siebte befürchte auszubrennen (vgl. Ärzteblatt 2018). Die Autorin Martina Leibovici-Mühlberger macht in ihrem Buch *„Die Burnout Lüge. Was uns wirklich schwächt. Wie wir stark bleiben.“* die Leistungsgesellschaft, das ständige Konkurrenzdenken und den damit einhergehenden Verlust von sozialem Zusammenhalt für den Anstieg an Burnout-Erkrankungen verantwortlich (vgl. Leibovici-Mühlberger 2013:36).

Hartmut Rosa (2014: 63) macht das Fehlen von Resonanz in, von der Steigerungslogik durchdrungenen Gesellschaften, dafür verantwortlich, dass wir uns immer mehr von unserer Umwelt entfremden. Die steigende Anzahl von Burnouterkrankungen sei eine Folge von Entfremdung, wodurch die Welt als kalt, äußerlich und fremd erscheine. Nicht die viele Arbeit, sondern die Arbeitsverhältnisse seien hierbei problematisch: wenn Arbeit nicht (mehr) als sinnerfüllende Tätigkeit wahrgenommen werde, nichts mehr „zurückkomme“ und sich eine Abwesenheit jeglicher Zielhorizonte abzeichne, scheine das Risiko einer Burnouterkrankung

erhöht. Burnout könne also, als eine Extremform der Entfremdung gesehen werden. Die fehlende Resonanz halte uns demnach auch davon ab ein gutes Leben zu führen (vgl. Rosa 2018:63ff). Auf das Wiedererlangen von Resonanz und deren Rolle für ein Gutes Leben soll zu einem späteren Zeitpunkt vorliegender Arbeit erneut Bezug genommen werden.

2.2. Gutes Leben für Alle

Wer sagt, dass Wohlstand monetären Zuwachs bedeuten muss? Welche Vorstellungen von Wohlstand sind sozial und ökologisch vertretbar? Was brauchen wir wirklich um gut zu leben? Gewährleistet die Erfüllung der menschlichen Grundbedürfnisse ein gutes Leben?

Das verbreitete Verständnis eines *Guten Lebens* geht weit über die Erfüllung der Grundbedürfnisse hinaus, wir streben nach Besitztümern und Anerkennung, die uns diese verschaffen, nach Erfolg, Reichtum und erwarten uns davon Glück und Wohlstand. Mehr Geld, mehr Besitztümer, mehr Konsumgüter müssen jedoch nicht unbedingt mehr Wohlstand beziehungsweise Wohlbefinden oder Glück für einzelne Personen bedeuten. Die Optionenvielfalt die Lebensqualität beispielsweise durch Konsumgüter oder Freizeitgestaltung zu steigern, kann häufig überfordern. Lebensausrichtungen in, auf Konkurrenz beruhenden, Ellenbogengesellschaften machen immer häufiger krank.

Die Zugehörigkeit beziehungsweise der Status innerhalb von sozialen Strukturen wird häufig durch Konsumgüter bestimmt, in einer Leistungsgesellschaft geht es darum sich ständig zu beweisen und sich zu optimieren, jedoch stellt sich dadurch nicht automatisch ein Glücksgefühl ein. Der Leistungsgesellschaft wohnt die Steigerungslogik inne, dazu gehört, dass es immer mehr geben muss und es gibt ja auch immer mehr, immer besseres, innovativeres, das als erstrebenswert gilt. Um höhere materielle Lebensstandards finanzieren zu können, muss mehr gearbeitet werden, daraus ergibt sich eine ständige Zeitknappheit und die Auslagerung von beispielsweise (meist) Care-Arbeit.

Für die Nutzung von vermeintlich glücksstiftenden, materiellen Anschaffungen bleibt keine Zeit, denn je mehr Konsumgüter, desto weniger Zeit für jedes einzelne davon, außerdem muss für deren Erwerb mehr gearbeitet werden und daraus ergibt sich noch weniger verfügbare Zeit. Die knappe verfügbare Freizeit muss dann besonders toll verbracht werden, diese geschieht häufig durch ressourcenintensive Freizeitaktivitäten oder neuen Anschaffungen. Solange den käuflichen Selbstverwirklichungsoptionen jedoch nicht ausreichend Zeit gewidmet wird, kann ihre glücksstiftende Funktion nur gering bleiben. Zeitknappheit ist ein fester Bestandteil des Hamsterrads einer konsumorientierten Leistungsgesellschaft: Arbeit, Zeitknappheit, Konsum

als Belohnung oder mit der Hoffnung auf Zeitersparnis (durch technische Hilfsmittel wie beispielsweise Küchengeräte etc.), mehr Arbeit für mehr Konsum, Zeitknappheit, tollere, (meist teurere) Freizeitgestaltung, mehr Arbeit um diese zu finanzieren....

Auf der Grundlage des Hamsterradszenarios scheint eine Abkehr bestehender gesellschaftlicher Leitbilder und die Etablierung neuer Leitbilder, jenseits der Logik des „Immer-Mehrs“ sinnvoll. Besonders in Anbetracht der multiplen Krisensituation gilt es, sich damit auseinanderzusetzen, wie die Organisationsstruktur einer Gesellschaft von wirtschaftlichem Wachstum entkoppelt werden kann.

Das *Gute Leben für Alle* beschreibt eine realistische Utopie eines friedlichen und solidarischen Zusammenlebens aller Menschen im respektvollen Umgang mit der Biosphäre und untereinander (vgl. Kopp et al. 2017:95). Um ein Gutes Leben für Alle in einer solidarischen Gemeinschaft zu gewährleisten, muss dem Wachstum die Vormachtstellung genommen werden und bestehende Ungleichheitsstrukturen überwunden werden. Bedürfnisse wie Zugehörigkeit, Sicherheit und Geborgenheit sollten durch zwischenmenschliche Beziehungen befriedigt und vom Konsum entkoppelt werden. Ein solidarischer Umgang mit unseren Mitmenschen und der Umwelt und eine, darauf aufbauende, Neubewertung von Konzepten wie Arbeit (beispielsweise durch mehr Anerkennung und Wertschätzung von Pflegearbeit) können bestehende Leitbilder so verändern, so dass ein gutes Leben für Alle greifbar wird.

Der Soziologe Hartmut Rosa ist der Meinung, dass die Qualität des menschlichen Lebens nicht einfach nur an den, zur Verfügung stehenden Optionen und Ressourcen, gemessen werden könne. Der Grad der Verbundenheit und die Offenheit anderen Menschen und Dingen gegenüber, sei ausschlaggebend für gelingende beziehungsweise misslingende Weltbeziehungen. Intakte und scheiternde Weltbeziehungen bilden die Basis für gelingende oder misslingende Leben. Ein gelingendes Leben sei außerdem durch sogenannte Resonanzerfahrungen geprägt: Menschen wollen sich in der Welt spüren, sich diese zu Eigen machen (und das Gefühl haben, dass etwas zurückkommt). Resonanz kann als eine Art wechselseitige Subjekt-Objekt-Beziehung, ein System, indem beide Seiten sich gegenseitig anregen und zum Schwingen bringen, verstanden werden. In, durch die Steigerungslogik bedingten, Erfahrungen der Selbst- und Weltentfremdung liege das Hindernis für ein Gutes Leben. Wenn wir mit Menschen; Dingen, die uns wichtig sind (wie beispielsweise Arbeit); der Welt (z.B. Natur) in Resonanz stehen, könne die Rede von einem „gelingenden“ beziehungsweise einem „Guten Leben“ sein (vgl. Rosa 2018:58ff).

Entfremdung in allen möglichen Lebensbereichen scheint ein gesellschaftlich anerkannter oder zumindest unhinterfragter Bestandteil einer hektischen Lebensweise: Care-Arbeit wird abgegeben und anstatt sich selbst um Kinder, alte und kranke Menschen zu kümmern, wird (mehr) gearbeitet und dafür bezahlt, diese wenig prestigereichen Tätigkeiten auszulagern. Die Herkunftsorte von Lebensmitteln im Supermarkt sind international, globale Produktion ist Alltag für die meisten Konsument*innen und ob gewisse Obst- oder Gemüsesorten eine lange Reise hinter sich haben, bevor sie im Supermarktregal landen, scheint sehr oft keine Rolle zu spielen, solange sie (jederzeit) verfügbar sind. Kurzlebige, günstig ersetzbare Konsumgüter scheinen einen unhinterfragten Teil des Alltags zu bilden, das Interesse an Reparaturfähigkeiten innerhalb der Gesellschaft scheint daher eher gering. Durch die Entfernung und Auslagerung grundlegender Lebens- und Arbeitsbereiche entsteht eine immer größere Abhängigkeit vom System: woher kämen Lebensmittel, wenn Supermärkte plötzlich geschlossen blieben? Wer würde sich um Familienmitglieder kümmern, wenn Kindergärten und Altersheime geschlossen blieben?

Durch die Auslagerung dieser existenziellen Lebensbereiche aus dem individuellen täglichen Handeln, scheint häufig auch der Bezug und die Wertschätzung dafür verloren gegangen zu sein. Wir haben uns in vielen Lebensbereichen von uns selbst und unserer Umwelt entfremdet. Ob selbst angebaute Lebensmittel im selben Ausmaß (wie im Supermarkt gekaufte) weggeworfen werden, und ob selbstgebaute Gegenstände ebenso schnell durch neue ersetzt werden, gilt es zu hinterfragen. Auf Grund einer vermuteten anderen Wertschätzung, die selbst hergestellten Dingen entgegengebracht wird, gehe ich davon aus, dass dies nicht der Fall ist.

Laut Brandt & Wissen (2017:171) stelle weniger entfremdete Arbeit einen wichtigen Bestandteil eines Guten Lebens dar. Laut Rosa (2018:327) seien Resonanzverfahren für ein Gutes Leben von Bedeutung. Dies führt zur Frage, inwiefern Resonanzräume geschaffen werden können, Lebensstile somit resonanter gestaltet werden können und als Folge dessen, ein Gutes Leben (für Alle) ermöglicht werden kann?

Was ein gutes Leben für jede*n Einzelne*n bedeutet lässt sich schwer sagen, ein gerecht verteilter, solidarischer Umgang mit Menschen und Umwelt jedoch stellt die Grundlage eines Guten Lebens für alle dar!

Die bestehende Optionenvielfalt und ständige Verfügbarkeit von Waren und Dienstleistungen in Konsumgesellschaften könnten der Auslöser dafür sein, dass Individuen abstumpfen und ihr Bezug zu Dingen verloren geht. Kann eine andere Form des Konsums dieser Entfremdung

entgegenwirken? Und könnte die Nutzung von Formen der Weitergabe eine Möglichkeit dafür sein?

2.3. Wegwerfmentalität & Wertschätzung für Dinge

In einer konsumorientierten Wegwerfgesellschaft ist die Lebensdauer von Konsumgütern meist nicht sonderlich lang, es wird konsumiert um zu konsumieren, die Bedeutung der einzelnen Konsumgüter scheint hierbei meist keine große Rolle zu spielen. Mode-, Wohn-, und Technikrends verändern sich ständig und führen dazu, dass ständig neue Konsumoptionen zur Verfügung stehen.

Besonders veranschaulicht wird dies bei technischen Geräten, technische Innovationen sorgen dafür, dass „alte“ vollfunktionstüchtige Geräte überflüssig werden.

Die Position von Individuen in der sozialen Hierarchie werde nach dem Motto: „Du bist, was du kaufst“ durch Konsum bestimmt (vgl. Reuß 2015:82). Von Herstellern eingebaute Sollbruchstellen führen dazu, dass Gegenstände nach einer gewissen Nutzungsdauer nicht mehr funktionieren. Konsument*innen stellen sich auf bestimmte Zyklen für die Nutzung von Konsumgütern ein, ob diese eigentlich länger nutzbar wären oder nicht, scheint hierbei keine große Rolle zu spielen. Gebrauchsgegenstände verschleiben nach langer Nutzung, jedoch werde der Zeitpunkt des gezielten Verschleißes durch Hersteller*innen geplant beziehungsweise eingebaut. Besonders bei Konsumartikeln führe diese Strategie der geplanten Obsoleszenz Konsument*innen dazu, immer weiter zu konsumieren und daher auch weg zu werfen (vgl. ebd. 78). Eine längere Nutzungsdauer von Geräten ist also kein technisches Problem, wie beispielsweise die deutlich längere Lebensdauer von alten Geräten zeigt, sondern von Hersteller*innen gewollt.

Reparieren ist in den meisten Fällen teurer als ein Neukauf und es wurde sich damit abgefunden, als Folge dessen wird häufig direkt ein neues Produkt gekauft ohne zu versuchen das alte zu reparieren oder sich auch nur danach zu erkundigen, was eine Reparatur kosten würde. Diese Logik gibt der Wegwerfgesellschaft ihren Namen: wenn etwas nicht mehr funktioniert wird es entsorgt.

Der Erwerb von Konsumgütern nimmt einen großen Bestandteil im Leben vieler Menschen ein, ganze Lebensentwürfe schienen um den Konsum von prestigereichen Gütern konstruiert: die Werbung infiltrierte Ideen wie „Konsum macht glücklich“. Mehr Konsumoptionen bedeuten allerdings auch weniger Zeit, da sich diese nicht steigern lässt, sondern die bestehende Zeit auf immer mehr Güter, Optionen und Kontakte verteilt werden muss oder Dinge schneller gemacht werden müssen. Laut Rosa steht das Zeitproblem im Zentrum der

Wachstumsproblematik: denn je schneller, effizienter und innovativer eine Gesellschaft wird, desto weniger Zeit haben Menschen und so beschleunigter werden Lebenstempos (vgl. Rosa 2015:43).

Wenn Konsumgüter ständig verfügbar, schnell und günstig zu ersetzen sind, kann sich dies auf die Wertschätzung für Dinge auswirken: die aktuelle Wegwerfgesellschaft scheint hierfür Beweis genug. Aber wie passt die Fokussierung auf Konsum und dem, daraus folgenden, hohen Stellenwert, den deren Erwerb innerhalb der Gesellschaft einnimmt, dazu, dass so viel weggeworfen wird?

Obwohl Wertzuschreibungen individuell abhängig vom Auge des/der Betrachter*in sind und ein Gegenstand für eine Person wertlos sein kann und für eine andere Person zur selben Zeit einen enormen Wert haben kann, wird durch bestehende Produktionsweisen und praktizierte Konsummuster eine geringe Wertschätzung für Dinge vorgelebt und reproduziert. Einzelnen Konsumgütern scheint kaum Wertschätzung entgegen gebracht zu werden, obwohl deren Erwerb einen so großen Teil von Lebenspraktiken bestimmt.

Die geringe Wertschätzung für die Produkte an sich (durch ständige, billige Verfügbarkeit und schlechte Qualität) stellt den Ressourcenaufwand und Folgen der Produktion von Konsumgütern als Folge völlig in den Hintergrund. Ausgehend von diesen Überlegungen sollen Formen der Güterweitergabe nach dem Motto „weitergeben statt wegwerfen“ als Alternative zu bestehenden Konsummustern beleuchtet werden.

2.4. Imperiale Lebensweise

In Bezug auf Ressourcenverbrauch von Lebensstilen herrscht eine extreme global ungleiche Verteilung: Formen der Ausbeutung von Ressourcen und Mensch in Ländern des Globalen Südens existieren auch heute (noch), besonders eben durch ressourcenintensive und konsumhungrige Lebensstile in Ländern des Globalen Nordens.

Denn ohne die Rohstoffe, welche unter sozial und ökologisch nicht vertretbaren Bedingungen abgebaut und verarbeitet werden wäre dieser konsumorientierte Lebensstil nicht lebbar. Niedrige beziehungsweise inexistente Sozial- und Umweltstandards in vielen Ländern des Globalen Südens machen die Produktion der Konsumgüter für den westlichen Markt billig und sind mit viel Leid verbunden.

Die westliche Entwicklungspolitik hat es sich zum Ziel gesetzt die Menschen weg von der Subsistenzwirtschaft und hin zu einem Streben nach Wachstum und (vermeintlichem) Wohlstand zu leiten. Profitmaximierung und Konsum stellen die Konzepte dar, welche es nach

westlichem Vorbild zu erreichen gilt beziehungsweise als erstrebenswert angesehen werden. Subsistenzpraktiken wurden dadurch zu einem Synonym für Unterentwicklung und um diese zu überwinden und sich „zu entwickeln“, erlebte das Kolonisierungsprojekt seine Fortsetzung nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. Bennholdt-Thomsen 2015:163). Trotz der formalen Unabhängigkeit ehemals kolonisierter Länder bestehen ökonomische oder politisch strukturelle Abhängigkeiten (beispielsweise durch Handelsabkommen) weiterhin, hierbei wird von Neo-Kolonialismus oder kolonialen Kontinuitäten gesprochen (vgl. Kopp et al. 2017:96).

Indem Unterentwicklung mit Subsistenz gleichgesetzt wird, impliziert man, dass Subsistenzwirtschaft Armut, Knappheit, Mangel und somit ein schlechtes Leben bedeutet. Die Definition von Subsistenz besagt jedoch: „dass, was aus sich selbst, aus eigener Kraft heraus existiert“, ebenso wie es in der Natur ist: Entstehen und Vergehen; der Mensch als Teil des natürlichen Prozesses (vgl. Bennholdt-Thomsen 2015:163).

Mit gegebenen Umständen zu wirtschaften und sich selbst zu versorgen bilden wichtige Bestandteile von alternativen Lebensentwürfen, welche sozial und ökologisch vertretbare Lebensrealitäten schaffen wollen und einen Weg aus der Krise verfolgen. Diese Lebensentwürfe beruhen häufig auf altbewährten Praktiken und Lebensweisen und stellen die Wachstums- und Innovationsfixiertheit der vorherrschenden Lebensweise daher in Frage.

Da unter bestehenden Umständen ein respektvoller und schonender Umgang mit bestehenden Ressourcen gefragt ist, scheinen subsistenzorientierte Konzepte besonders wichtig. Durch entwicklungspolitische Formulierungen und damit einhergehende negative Besetzungen, wie beispielsweise die Gleichsetzung von Begriffen wie Subsistenz, Armut und Unterentwicklung, werden Konzepte, für eine ressourcenschonendere Gesellschaftsgestaltung wegweisende Konzepte an den Rand des Diskurses gedrängt.

Brand und Wissen (2017) sprechen von Produktions- und Konsummustern, die auf grenzenloser Aneignung von Natur und Arbeitskraft im globalen Maßstab beruhen und dabei auf einer Seite großen Wohlstand und auf der anderen Seite unendlich viel Leid und Zerstörung verursachen und nennen dies *imperiale Lebensweise*.

Der Begriff der imperialen Lebensweise versucht Missstände und deren Bestehen zu erklären, unsere Lebensweise sei „*Imperial*“, weil sie sich stetig ausbreitet und andere Lebensweisen verdrängt, übermäßig auf die Natur und menschliche Arbeit zugreift und dabei Lebenschancen und natürliche Ressourcen ungerecht verteilt“ (Kopp et al. 2017:6). *Lebensweise* werde hierbei als eine vollständige Durchdringung unseres Alltags verstanden, da sie sich durch

Produktionsprozesse, Gesetze, Infrastrukturen, Verhaltensweisen ziehe und unsere Denkmuster bestimme. Multiple Krisen sein das Ergebnis dieser imperialen Lebens- und Produktionsweise (vgl. ebd. 2017:5f).

Da Individuen Teil von bestehenden Infrastrukturen, Politiken und tief verankerten Vorstellungen und Erwartungen sind, fällt es schwer sich von den Praktiken einer imperialen Lebensweise zu befreien (vgl. ebd. 90). Diese fußt auf gesellschaftlichen Zwängen, die beispielsweise den Besitz von Konsumgütern als Merkmal der gesellschaftlichen Zugehörigkeit voraussetzt. (Flug-) Fernreisen und technische Geräte auf dem neusten Stand (Smartphones, Tablets, Laptops, TVs,) oder aktuelle Modetrends sind nur einige wenige Beispiele dafür. Die Konzepte Wachstum, Konsum und Arbeit und deren Bedeutung in individuellen Lebensentwürfen werden selten in Frage gestellt.

Wie tief die imperiale Lebensweise in unsere Denkmuster eingeschrieben ist, zeigen vorherrschende Vorstellungen davon, was ein Gutes Leben ist beziehungsweise wie es zu sein hat: dazu gehören eine Anzahl an Besitztümern (meist ein Haus/Wohnung, Auto und diverse andere Konsumgüter). Sollte ein gutes Leben jedoch nicht vorerst auf die Befriedigung von Grundbedürfnissen abzielen?

Um sich von der imperialen Lebensweise und deren Folgen zu lösen, gilt es bestehende Denkmuster aufzubrechen und zu verändern: wir müssen weg von der Logik, des immer-mehrs um ein gutes Leben für alle zu erreichen.

Wie tief die imperiale Lebensweise in diversen Lebensbereichen verankert ist und welche Auswirkungen dies hat, zeigt nachfolgende Abbildung (Abb.1). Der Fortbestand der imperialen Lebensweise ist hierbei auf „ein Außen“ angewiesen, wohin die anfallenden Kosten externalisiert werden können (vgl. Wissen/Brand 2018:53). Ohne die Ausbeutung von Umwelt und Mensch und daraus folgende, globale Ungerechtigkeiten ist die imperiale Lebensweise also nicht praktikierbar.

Alternative Lebensentwürfe können der imperiale Lebensweisen entgegengesetzt werden und vermögen es im besten Fall eine Transformation hin zu einer solidarischen, sozialeren und ökologischeren Lebensweisen und einem Guten Leben für Alle, zu gestalten. Aber was bedeutet ein „Gutes Leben“ überhaupt?



Abbildung 1 das Konzept der imperialen Lebensweise (vgl. Kopp et al.2017:7)

2.5. Sozial-ökologische Transformation

Die sozial-ökologische Transformation wird aus verschiedenen Perspektiven in Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und in der Zivilgesellschaft, als Ausweg aus der Krise thematisiert und zielt darauf ab, ein Bewusstsein für den globalen Klimawandel zu schaffen und zu einer sozialen und politischen Strategie, zum Umgang mit der Krise, beizutragen. Die Enquete-Kommission des deutschen Bundestags „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ (2011-13), versteht unter der sozial-ökologischen Transformation beispielsweise:

„jene Strategien, die auf eine bewusste gesellschaftspolitische Gestaltung zur Bearbeitung der multiplen Krise setzen und nicht zuvorderst auf den kapitalistischen (Welt-) Markt, der vermeintlich auf die ökologischen Probleme mittels Technologien und Knappheitssignalen reagiert. Wie im Adjektiv „sozial-ökologisch“ angezeigt, bedarf es grundlegender Veränderungen von Wirtschaft und Gesellschaft sowie ihrer Verhältnisse zu den geologischen, bio-physikalischen Lebensgrundlagen. Dieser Gestaltungsansatz orientiert sich einerseits an der Bewertung unserer Epoche als Anthropozän und andererseits am demokratischen, gerechten und solidarischen Umbau hin zu einer nachhaltigen Produktions- und Lebensweise, wobei die Prinzipien auf die eigene Gesellschaft, auf Europa und die Welt bezogen sind. Entsprechend geht es ebenfalls um den Abbau von sozialen Ungleichheiten sowie um die Umverteilung gesellschaftlicher, ökonomischer, und politischer Macht hin zu mehr Gerechtigkeit, insbesondere für die schwächeren Bevölkerungsgruppen. Die Einhegung des kapitalistischen Marktes und die Dominanz des Profitprinzips über eine Ausweitung des Öffentlichen und -wo es sinnvoll ist- des Staates, über die Stärkung öffentlicher, genossenschaftlicher, sowie solidarischer Ökonomie, die insgesamt die ökologische Tragfähigkeit der Erde beachten, sind Bestandteile einer solchen Transformation“

(Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags 2013: 484).

Um den sozialen und ökologischen Ansprüchen gerecht zu werden, ist eine sozial-ökologische Transformation nicht ohne eine grundlegende Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft denkbar. Dies beinhaltet tiefgreifende Veränderungen in Produktions- und Konsummustern, Dynamiken wie Innovation und Effizienz, Konsistenz und Suffizienz, sowie eine Neubewertung und Umverteilung von Arbeit (vgl. Brand 2014:12).

Die sozial-ökologische Transformation bezeichne also eine grundlegende Veränderung der politischen und ökonomischen Systeme, eine Abkehr von fossilen Brennstoffen und der ewigen Wachstumslogik, hin zu einer Wirtschaft, die dem Guten Leben für Alle diene und kann als Prozess, der tiefgreifender als eine Reform und weniger abrupt als eine Revolution ist, verstanden werden (vgl. Kopp et al 2017:97).

Auf dem Weg in eine solidarische Moderne gelte es gesellschaftliche Weltverhältnisse, solidarisch, gerecht und ökologisch nachhaltig zu gestalten und die, auf Grund der imperialen Produktions- und Lebensweise bestehenden, globalen Konstellationen zu verändern. Die imperiale Lebensweise sei tief in gesellschaftliche Prozesse verankert und manifestiere sich in sämtlichen Alltagsbereichen, beispielsweise in den Produkten, die wir konsumieren. Sie stelle ein Hindernis für eine emanzipatorischen sozial-ökologischen Transformation dar. Diese solle durch einen Umbau von Produktions- und Lebensweisen, der Abkehr von technischen Lösungsoptionen und der Überwindung von problematischen gesellschaftlichen Denkweisen und Leitbildern hin zu neuen, sozial und ökologisch verträglicheren Leitbildern und Lebensausrichtungen passieren. Hierzu brauche es alternative Wohlstandsmodelle, andere Formen von Ernährung, Mobilität, Energieversorgung, des Wohnens und des Kleidens und vor allem Akteur*innen mit progressivem Anspruch und Handeln wie beispielsweise soziale Bewegungen, progressive Verbände, Gewerkschaften und NGOs, die dies herbeiführen (vgl. Brand 2014:10ff).

Ausgehend davon sollen in vorliegender Arbeit Formen der Weitergabe als praktischer, auf individueller Ebene umsetzbarer Vorschlag zur Gestaltung einer ressourcenschonenderen Moderne in Betracht gezogen werden.

3. Andere Denkweisen und Logiken

3.1. Sharing Economy: Nutzen statt Besitzen

Das Besitztum von durchschnittlich etwa 10 000 Gegenständen pro Europäer*in ist das Ergebnis überfüllter, ressourcenaufwendiger Lebensstile (vgl. Reuß 2015:78). Wie vorangehend ausgeführt, macht der Besitz vieler, (prestigereicher) Gegenstände einen festen Bestandteil verbreiteter Wohlstandsverständnisse aus. In Anbetracht der ebenfalls weit verbreiteten und als herrschenden empfundenen Zeitnot, scheint es jedoch fraglich, ob die Dinge, die sich in unserem Besitz befinden auch nur ansatzweise alle benutzt werden.

Am Beispiel der Bohrmaschine, des Rasenmähers oder des Vertikutierers wird die Diskrepanz zwischen tatsächlicher Nutzungsdauer und Nutzungspotenzial, gut ersichtlich. Ihre durchschnittliche Nutzungsdauer steht im Missverhältnis zu ihrem möglichen Nutzungspotenzial (siehe Abb.2).

Tabelle 6: Nutzungsdauer und nicht genutzte Kapazitäten ausgewählter Geräte

Geräte	Durchschnittliche Nutzungsdauer	Maximal mögliche Nutzungsdauer	Nicht genutzte Kapazität
Bohrmaschine	45 h in 15 Jahren*	300 h in 15-25 Jahren	255 h*
Rasenmäher	375 h in 15 Jahren	400–600 h in 15 Jahren	25.225 h*
Vertikutierer	50 h in 15 Jahren	400 h in 15 Jahren	350 h*

Angaben in Betriebsstunden, Schätzungen aufgrund von Hersteller- und Nutzerangaben
*= grobe Schätzung

Quelle: Behrendt/Behr 2000; eigene Darstellung

Abbildung 2 Nutzungsdauer und nicht genutzte Kapazitäten ausgewählter Geräte (vgl. Leismann et al. 2012:32)¹

Ein weiteres Beispiel, bei dem die ungenutzte Kapazität von Gütern besonders deutlich sichtbar wird, ist das Auto. Durchschnittlich wird ein Auto am Tag nur für eine Stunde gefahren, die restlichen 23 Stunden des Tages wird es nicht genutzt. In Österreich ist jede zweite Autofahrt außerdem kürzer als 5 Kilometer und könnte daher auch problemlos mit dem Fahrrad oder dem Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) zurückgelegt werden (vgl. Global 2000 2019).

¹ Beim Rasenmäher kommt hinzu, dass häufiger ein neues Gerät angeschafft wird, daher die andere „Berechnung“

Bei einer durchschnittlichen Anzahl von 10 000 Besitztümern, erscheint es nicht sonderlich verwunderlich, dass viele dieser Gegenstände nicht entsprechend ihres Nutzungspotenzials genutzt werden können.

Warum also muss jeder Haushalt, trotz der hohen ungenutzten Kapazitäten vieler dieser Dinge, im Besitz einer eigenen Bohrmaschine beziehungsweise eines eigenen Autos sein?

Die gemeinschaftliche Nutzung von Bohrmaschinen oder Autos und diverser anderer Gegenstände, würde, allein auf Grund der tatsächlich ungenutzten Zeit, eine sinnvolle Nutzungsart darstellen. Eine Bohrmaschine, die gemeinschaftlich, beispielsweise in einem Wohnhaus von mehreren Parteien, genutzt wird, erfüllt denselben Zweck, benötigt zudem weniger Lagerungsfläche und die Kosten für Anschaffung, Reparatur oder Ersetzung könnten geteilt werden. Durch die geteilten Kosten, könnte zudem ein qualitativ hochwertigeres Exemplar mit einer längeren Lebensdauer angeschafft werden. Die Gruppe, die sich für einen gemeinschaftlichen Besitz dieser Art entscheidet, könnte sich also über ein hochwertigeres Produkt, mögliche Platzeinsparnisse und geringere Kosten freuen. Zudem würde die Produktion und der damit verbundene Ressourcenaufwand, der nicht mehr benötigten Bohrmaschinen eingespart werden können.

Das Bohrmaschinenbeispiel soll exemplarisch für gemeinschaftliche Nutzungsformen von materiellen Gütern dienen und scheint zunächst einmal hauptsächlich Vorteile für die Nutzer*innen zu bedeuten. Ausgehend davon ergeben sich daher folgende Fragen:

Wenn Güter, die bereits in Umlauf sind, gemeinschaftlich genutzt, geteilt oder weitergegeben werden, müssten als Konsequenz weniger neue Güter produziert werden. Warum also Geräte, die selten gebraucht werden, wie beispielsweise Bohrmaschinen, Rasenmäher oder Vertikutierer nicht einfach nutzen ohne sie zu besitzen? Und als Folge der gemeinschaftlichen Nutzung Ressourcen einsparen.

Bei der gemeinwirtschaftlichen Nutzung und Verwaltung von Wirtschaftsgütern und Ressourcen handelt es sich um kein neues Phänomen: Teilen scheint in vielen Bereichen eine lange bestehende Selbstverständlichkeit darzustellen, wie beispielsweise bei Waschküchen oder gemeinschaftlich genutzten Flächen (z.B. Gärten in Mehrfamilienhäusern oder organisierten Fahrgemeinschaften (vgl. Metzger 2015:148)). Da sich vorliegende Arbeit mit Formen der Weitergabe beschäftigt, also der Weitergabe von materiellen Gütern, wird hier das Teilen im Sinne eines „zeitweise-zur-Verfügung-Stellens“ von Gütern oder auch (Wohn-)Raum als eine Form der temporären Weitergabe verstanden.

Nutzen statt Besitzen ist das Motto der Sharing Economy, hierbei handelt es sich um einen wachsenden ökonomischen Bereich, in dem die geteilte Nutzung von Gütern oder Dienstleistungen eine zentrale Rolle einnimmt. Teilweise wird in diesem Zusammenhang auch von kollaborativen Konsumformen oder geteilter Nutzung gesprochen (vgl. Scholl et al. 2015:9):

Vertreter*innen der Sharing Economy teilen diese, in: Professionelle Produkt- und Dienstleistungssysteme, Redistributionsmärkte und Kollaborativen Lebensstile ein (vgl. Wiencierz & Röttger 2017:80):

- Produkt-Dienstleistungssysteme machen Produkte zu Dienstleistungen und bieten deren Nutzung kostenfrei oder gegen Bezahlung über einen bestimmten Zeitraum an. Büchereien, Leihläden, Carsharing, Carpooling und Repair-Cafés können dem Bereich der Produkt-Dienstleistungssysteme zugeordnet werden und stellen die Nutzung von Gegenständen temporär zur Verfügung ohne deren Eigentum zu übertragen. AirBnB und Uber können als professionelle Beispiele zu diesem Bereich gezählt werden.
- Flohmärkte (online oder offline), Internetplattformen, soziale Netzwerke, organisierte Tauschevents, gelten als Redistributionsmärkte, über die nicht mehr benötigte Dinge verkauft, verschenkt oder getauscht werden können.
- Kollaborative Lebensstile beinhalten Angebote über die nicht nur materielle Güter sondern auch Zeit und Wohnraum geteilt oder getauscht werden können (vgl. Gsöls 2019).

Die Idee der Sharing Economy gründet also auf der Tatsache, dass nicht alle Dinge besessen werden müssen nur weil diese genutzt werden, eine zeitweise oder gemeinschaftliche Nutzung kann durchaus ausreichen. In individualistischen Strukturen werde dem Konsum eine distinktive Rolle zugeschrieben, nach dem Motto: „Ich bin was ich habe“, in der Sharing Economy zeichne sich der Konsum teilweise eher über eine Stärkung sozialer Bindungen aus (vgl. Heiny 2016:122). Da Sharing Economy Angebote auf den Nutzen und nicht den Besitz von Gütern abzielen, kann deren Nutzung eine Auseinandersetzung mit dem Konzept des Eigentums zur Folge haben. Dahingehende Überlegungen werden zu einem späteren Zeitpunkt vorliegender Arbeit angestellt.

Das Teilen und der gemeinschaftliche Gedanke stehen jedoch nicht im Fokus aller, der Sharing Economy zuzuordnenden Angebote. Es gibt durchaus Formen der Sharing Economy, die kommerziell und hauptsächlich profitorientiert im Rahmen des Wachstumsparadigmas agieren.

Dabei wird primär versucht neue Ressourcen und Bereiche für den Markt zugänglich zu machen und Teile des Privaten, welche zuvor als „totes Kapital“ galten, zu aktivieren (vgl. Metzger 2015:146). Bei ökonomisch erfolgreichen Firmen der Sharing Economy stehe hauptsächlich der Unternehmensgewinn im Vordergrund (vgl. Kopp et al. 2017:96). Der Taxivermittler Uber und die Wohnplattform AirBnB greifen beispielsweise bestehende Branchen an und nehmen für ihre Vermittlerrolle Gebühren entgegen, durch die Organisation übers Internet können Transaktionskosten gesenkt und teilweise Gesetze und Beschränkungen umgangen werden. Infolge der Erlangung einer Vormachtstellung auf dem Markt werden daher bisherige Vermittler wie Taxifahrer*innen, Hoteliers/Hotelières oder Reisebüros verdrängt und die Gewerkschaftsmacht ausgeschaltet, denn einzelne „digitale Arbeiter“ welche privaten Kontakt zu einzelnen Kunden pflegen, können sich nur schwer untereinander organisieren (vgl. ebd. 146f). Dies hat den Abbau von Arbeitnehmer*innenrechten zur Folge. Plattformen wie AirBnB stehen in Konkurrenz zur Hotellerie und wirken sich negativ auf den Wohnungsmarkt aus, da Privatwohnungen dem Mietmarkt entzogen werden.

Auf den ersten Blick kann die Sharing Economy als Alternative zu kapitalistischen Wirtschaftsformen wahrgenommen werden, bei einer genaueren Betrachtung jedoch wird ersichtlich, dass sich viele Sharing-Angebote im bestehenden System und innerhalb dessen zugrundeliegenden Strukturen bewegen, was nicht bedeuten muss, dass sie deshalb keine ressourcenschonendere Alternative darstellen können.

Da der Aspekt des Ressourcenschonens im Fokus dieser Arbeit steht, soll, ausgehend von der grundsätzlichen Herangehensweise vieler Sharing Angebote: Bestehendes zu nutzen, ohne es zwingend besitzen zu müssen und von der grundlegenden Idee Dinge weiterzugeben anstatt sie wegzuwerfen ausgegangen werden. Im Zusammenhang mit der Frage, inwiefern Lebensstile ressourcenschonender gestaltet werden können, scheint „Weitergeben statt Wegwerfen“ eine vielversprechende Möglichkeit darzustellen.

Da innerhalb der Literatur zur Sharing Economy keine klare Einigkeit bezüglich der Zuordnung einzelner Angebote beziehungsweise einer allgemeingültigen Definition der Sharing Economy an sich herrscht, erscheint es mir sinnvoll im Rahmen dieser Arbeit eine eigene Kategorie aufzustellen um diverse Nutzungsformen und Arten der Güterweitergabe begrifflich zu bündeln.

Daher wird im Folgenden zusammenfassend von *Formen der Weitergabe* die Rede sein. Da es sich bei Formen der Weitergabe um eine von mir aufgestellte Kategorie handelt, besteht kein Anspruch auf eine genaue Zuordnung dieser: im Folgenden werden sowohl „Mainstream Sharing Economy Beispiele“, als auch alternativere Herangehensweisen als Formen der

Weitergabe betrachtet. Es folgt zudem eine Unterscheidung in: *Formen der temporären Weitergabe*, welchen eher das Motto Nutzen statt Besitzen zu Grunde liegt und *Formen der permanenten Weitergabe* beziehungsweise konsekutive Nutzungsformen, welchen eher das Motto Weitergeben statt Wegwerfen zu Grunde liegt.

3.2. Weitergeben statt Wegwerfen

Kleidung, Nahrungsmittel, Möbel oder andere Gebrauchsgegenstände können weitergegeben werden. Die Weitergabe bestehender Dinge, könnte einen Teil der Neuproduktion ersetzen und dadurch eine Möglichkeit bieten um Ressourcen einzusparen. Ausgehend von dieser Überlegung, sollen im Folgenden unterschiedliche Arten der Güterweitergabe vorgestellt werden.

Im Alltag wird zwischen Freund*innen, Familie, Nachbar*innen weitergegeben, verschenkt, getauscht. Wie viele Dinge auf diese informelle Art und Weise weitergegeben werden, ist schwer zu sagen. Es existieren jedoch auch organisierte Formen der Weitergabe wie beispielsweise Flohmärkte, Gruppen in sozialen Netzwerken oder Online-Plattformen, welche das Weitergeben strukturieren und im Folgenden vorgestellt werden sollen.

Da die Produktion von neuen Konsumgütern meist unter sozial und ökologisch problematischen Bedingungen stattfindet und viele der produzierten Güter häufig bereits vor ihrer Nutzung wieder entsorgt werden, erscheint eine nähere Betrachtung der bereits bestehenden Güter und deren Nutzung sinnvoll.

In Anlehnung an die Aufteilung der Maßstäbe *ökologischer Fußabdruck* und *ökologischer Rucksack*, welche die Ressourcenintensität verschiedener Lebensbereiche untersuchen, wird im Folgenden in die Bereiche Ernährung, Textilien & Gebrauchsgegenstände, Wohnen & Reisen und Mobilität unterteilt. Um ein Gefühl dafür zu bekommen, in welchen Größenordnungen weggeworfen wird, sollen zunächst kurz die Probleme, die mit der Produktion in den jeweiligen Bereichen einhergehen, beleuchtet und anschließend Beispiele von bestehenden Formen der Weitergabe angeführt werden.

Was können wir als Individuen gegen diese Missstände tun? In den meisten Fällen hilft eine Umstellung in Alltagshandlungen und Konsumverhalten und ein Hinterfragen des Gegebenen schon weiter, denn sobald wir beginnen die Missstände wahrzunehmen, fällt uns auf, dass durch kleine Veränderungen in unserem Handeln eine Umstellung passieren kann: eine Möglichkeit hierbei ist *Weitergeben statt wegwerfen!*

3.2.1. Formen der permanenten Weitergabe/konsequente Nutzung

3.2.1.1. Ernährung

Die im Zeitraum August 2010 bis Januar 2011 erhobene Studie „Global food losses and food waste- extent, causes, prevention“ der Food and Agriculture Organisation (FAO) der Vereinten Nationen, zeigt auf, dass ungefähr ein Drittel der globalen für den menschlichen Verzehr vorgesehenen Lebensmittelproduktion (dies entspricht ca. 1,3 Mrd. Tonnen pro Jahr) im Müll landet, in reichen Industrieländern sogar die Hälfte (vgl. Thurn 2015:84). In Europa und Nordamerika wird die Lebensmittelverschwendung pro Kopf auf 95-115 kg pro Jahr geschätzt, wohingegen in Subsahara-Afrika und in Süd- und Südostasien diese bei nur 6-11 kg/Jahr liegt (vgl. FAO 2011:5). In Ländern des Globalen Südens sind hohe Nachernteverluste Folge von fehlenden Kühlungs- und Lagermethoden, dadurch verderben bis zu 40 Prozent der Lebensmittel bevor sie Märkte erreichen, in Europa werden 40 Prozent der Lebensmittel einfach ungenutzt entsorgt (vgl. Thurn 2015:85). In Deutschland werden in privaten Haushalten jährlich ungefähr 230.000 Rinder in Form von Wurst- und Fleischwaren in den Müll geworfen (vgl. Heinrich-Böll-Stiftung 2014:10). Lebensmittelverschwendung und Überfluss in Ländern des Globalen Nordens treffen auf Lebensmittelknappheit und Hungersnöte in Ländern des Globalen Südens, diese imperiale Ernährungsweise lässt sich in keinster Weise vor Menschen und Umwelt rechtfertigen und zeigt besonders drastisch bestehende globale Unterschiede auf!

Laut dem UN Economic and Social Council würden die momentan produzierten Lebensmittel ausreichen um 12 Milliarden Menschen zu ernähren und trotzdem hungert elf Prozent der Menschheit (vgl. UN Economic and Social Council 2002:10).

Entlang der kompletten Lebensmittelversorgungskette, von der landwirtschaftlichen Produktion bis hin zum individuellen Konsum in Haushalten, werden Lebensmittel verschwendet. Lebensmittelstandards und Handelsnormen sorgen dafür, dass „nicht Perfektes“ Gemüse und Obst gar nicht erst in den Handel gelangt und direkt bei der Ernte aussortiert wird (hierzu gibt es keine genauen Zahlen). In Supermärkten werden Lebensmittel, besonders Milchprodukte, häufig bereits vor Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums aussortiert. Ein anderes Beispiel sind Bäckereien, dort werden 10 bis 20 Prozent der täglichen Produktion entsorgt Dennoch sind für rund 40 Prozent der Lebensmittelabfälle sind in der Europäischen Union jedoch die Verbraucher*innen verantwortlich. Eine Halbierung der Lebensmittelverschwendung in der EU hätte daher denselben Klimagasparungseffekt wie die Stilllegung jedes zweiten Autos (vgl. Thurn 2015:84). Und die 300 Millionen Tonnen

Nahrungsmittel, welche in Ländern des Globalen Nordens weggeworfen werden, würden ausreichen um alle hungernden Menschen zu versorgen (vgl. Lesch/Klamphausen 2018: 304).

Lebensmittelverschwendung bedeutet nicht nur, dass die Einen im Überfluss leben (und wegwerfen) während die Anderen hungern, es bedeutet auch, dass der, für die Produktion dieser Lebensmittel benötigte Ressourcenaufwand und die damit einhergehende Umweltverschmutzung (wie beispielsweise Rodungen für Anbauflächen, Wasserverbrauch, Treibhausgasemissionen, oder der Einsatz von Düngemitteln umsonst waren. Dies ist im Besonderen ein wichtiger Punkt, da der Lebensmittelsektor für ein Viertel des weltweiten Wasserverbrauchs verantwortlich ist, 30 Prozent des weltweiten Energieverbrauchs und 40 Prozent der Treibhausgasemissionen verantwortlich gemacht werden (vgl. Kopp et al. 2017: 67). Hinzu kommt, dass viele Lebensmittel lange Distanzen zwischen Anbau und Konsum zurücklegen, der Transport der Waren ist ein weiterer ressourcenaufwendiger Teil in der Produktionskette. Umweltzerstörung und soziale Ungerechtigkeit seien somit Folgen einer imperialen Ernährungsweise, bei der, in den Supermärkten in Ländern des Globalen Nordens immer alles, jederzeit zur Verfügung stehe und hoher Konsum von tierischen Produkten, sowie andere Ernährungsmuster als gesellschaftliches Zugehörigkeitsmerkmal fungiere (vgl. ebd. 68).

Vor allem die Verringerung des Konsums tierischer Produkte und vor allem des Fleischkonsums könnte unsere Ernährungsweise wesentlich ressourcenschonender gestaltet werden (vgl. ebd. 62ff). Die Verringerung von Food Waste kann daher eine mögliche Abhilfe für die enorme Lebensmittelverschwendung darstellen, denn dann werden aufwendig hergestellte Lebensmittel wenigsten gegessen. Dazu gibt es mehrere Initiativen, im Folgenden werden zwei davon vorgestellt.

Foodsharing ist eine seit 2012 bestehende Internet-Plattform, zählt über 200 000 Nutzer*innen (in Europa), die der Lebensmittelverschwendung entgegenwirkt, indem sie überschüssige Lebensmittel vor der Entsorgung von kleinen und größeren Betrieben sowie Privatpersonen rettet. Die geretteten Lebensmittel können beispielsweise zur privaten Eigennutzung verwendet werden, im privaten Umfeld weitergegeben werden, in offene Fairteiler-Kühlschränken gebracht werden, wo sie zur freien Verfügung für alle stehen oder bei (sozialen) Kochevents (z.B. Volxküche) verarbeitet und verköstigt werden. Die teilnehmenden Betriebe und die eingetragenen Foodsaver*innen folgen bestimmten Regeln, vernetzen und koordinieren sich über die Online-Plattform Foodsharing. Foodsharing ist kostenlos, die Teilnahme ehrenamtlich, Nutzer*innen sind als Verantwortliche den einzelnen Betrieben oder Fairteiler Kühlschränken zugeordnet (vgl. Foodsharing).

Mundraub ist eine Plattform mit einer Online-Karte, in der Fundorten für heimische Früchte/ Nüsse/ Sträucher im öffentlichen Raum eingetragen werden können, so kann gratis legal gepflückt, geerntet und gesammelt werden und die Früchte verkommen nicht. Nutzer*innen können sich als Verantwortliche für einzelne (Obst-) Bäume auf der Plattform eintragen, außerdem gibt es die Möglichkeit sich darüber hinaus für den Erhalt von Streuobstwiesen oder alten Sorten einzusetzen. Zudem können auch Unternehmen mit Mundraub kooperieren und beispielsweise können Flächenausgleiche durch Streuobstwiesen oder der Zugang zu unternehmenseigenen Flächen für Bürger*innen umgesetzt werden. Ebenfalls können Kooperationen zwischen Mundraub und Kommunen entstehen, bei denen Ernteaktionen mit Bürger*innen, Ernteaktionen mit Schulkindern, Mundraub-Touren oder Pflanzaktionen durchgeführt werden, um Bürger*innen für Stadtfrüchte zu begeistern, essbare Landschaften & Städte zum Leben zu erwecken, sowie die lokale Gemeinschaft zu stärken (vgl. Mundraub).

Im Bereich Ernährung bieten die Formen der Weitergabe Foodsharing und Mundraub eine Möglichkeit an, Bestehendes zu Nutzen anstatt es wegzuworfen, die geretteten Lebensmittel können weitergegeben werden oder für den Eigenverbrauch genutzt werden, in jedem Fall wirken die Initiativen der Verschwendung von Lebensmitteln entgegen.

3.2.1.2. Textilien & Gebrauchsgegenstände

Wie viele Dinge gibt es? Im Schnitt besitzt jede Person in Deutschland ca. 10.000 Dinge und im Jahr 2010 wurden 1,370 Milliarden Euro für den Konsum von Waren und Dienstleistungen ausgegeben (vgl. Leismann et al. 2012: 15). Die Konsumfixiertheit, billig produzierte Güter, deren kurze Nutzungsdauer und minderwertige Qualität bedingen eine Wegwerfmentalität (siehe auch Kapitel 2.3.) Der Ressourcenaufwand, welcher bei der Produktion von Gütern entsteht, ist bei einer kurzen Nutzungsdauer, welche in den meisten Fällen mit einem nachfolgenden Neukonsum einhergeht, schwerwiegender als von einem Produkt, welches lange genutzt wird.

Besonders exemplarisch sichtbar werden die Folgen einer Wegwerfgesellschaft im Modebereich. Die Wegwerfmentalität im Modebereich wird als Fast Fashion bezeichnet, bei der es bis zu 24 Kollektionen jährlich gibt. Jede*r Deutsche kauft ca. 60 Kleidungsstücke pro Jahr (das entspricht ungefähr 10 kg) und trägt diese nur noch halb so lange wie noch vor 15 Jahren (vgl. McKinsey&Company 2016 zitiert nach Greenpeace 2017:3). Mode ist so günstig, dass sie zur Wegwerfware geworden ist (vgl. ebd.). In Deutschland mache die Textilherstellung ungefähr sechs Prozent des Gesamtressourcenverbrauchs aus. 90 Prozent, der in Deutschland

verkauften Kleidungsstücke, stammen jedoch aus ausländischer Produktion (vgl. Leismann et al. 2012:23, Abb.3). Der Ressourcenaufwand von Kleidung ist enorm hoch: Allein durch die Herstellung, den Transport und Gebrauch von Textilien werden jährlich 850 Mio. Tonnen CO₂-Emissionen verursacht (vgl. Carbon Trust 2011 zitiert nach Greenpeace 2017:3).

Kleidung wird unter einem enormen Ressourcenaufwand und schwerwiegenden Folgen für Mensch und Umwelt entlang der kompletten Produktionskette (zum Großteil in Ländern des Globalen Südens) hergestellt, um in Ländern des Globalen Nordens den Hunger nach billiger Mode zu stillen. Hoher Wasserverbrauch und enormer Einsatz von Pestizid- und Mineraldünger bestimmen den Baumwollanbau, dies geht mit gesundheitlichen Folgen für die, in der Produktion beschäftigten Personen, einher. Bauern und Bäuerinnen in den Anbaugebieten in Ländern des Globalen Südens sind auf den Kauf von genmanipuliertem Saatgut und Düngemitteln von Agrarriesen wie der BAYER AG (vormals Monsanto) angewiesen, um sich auf dem Weltmarkt behaupten zu können. Hinzu kommt, dass es in den meisten Anbauländern kaum mehr Verarbeitungsindustrien existieren (vgl. Jensen 2015: 64f). Die Textilproduktion findet in Niedriglohnländern wie Vietnam, Kambodscha und Bangladesch unter katastrophalen Arbeitsbedingungen für die Textilarbeiter*innen statt: Hungerlöhne und lebensgefährliche Arbeitsbedingungen (z.B. Unglück Rana Plaza 2013) stellen die andere Seite des Konsumhunger dar.

Wenn Kleidungsstücke dann nur für kurze Zeit getragen werden und durch neue ersetzt werden, ist dies sozial und ökologisch absolut unverträglich. Jährlich werden beispielsweise in Deutschland ca. 1,3 Millionen Tonnen Kleidung entsorgt, die Märkte für Second-Kleidung sind inzwischen jedoch gesättigt und das System für Altkleider befindet sich am Rande des Kollapses (vgl. Greenpeace 2017:4f). Altkleider werden zudem immer mehr in Länder des Globalen Südens exportiert, dahingehend gibt es in einigen Ländern bereits Verbote von Altkleidertransporten, um die lokale Textilproduktion zu schützen (vgl. OTEXA zitiert nach Greenpeace 2017:5). Aber wohin mit der ganzen Kleidung?

Der Trend geht in Richtung (biologischer) Fair-Fashion oder Slow-Fashion als Gegenbewegung zur Fast-Fashion Industrie. Dennoch stellt sich die Frage ob sich am eigentlichen Problem etwas dadurch ändert. Sicher ist es besser fairer und ökologisch nachhaltiger produzierte Mode zu kaufen, angesichts der großen Mengen an Altkleidern, die bereits im Umlauf sind, erscheint jede Neuanschaffung dennoch unvertretbar. Nachhaltigerer Mode gibt Käufer*innen

vielleicht ein besseres Gewissen, jedoch ändert sich an der Grundproblematik des übermäßigen Konsums nichts.

Ein Problem beziehungsweise eine Folge der Fast Fashion, in Bezug auf die Weitergabe von Kleidungsstücken, ist die schlechte Qualität der Kleidung, diese scheint nur auf eine kurze Nutzungszeit ausgelegt zu sein (vgl. Greenpeace 2017:5) Dennoch erscheint in Bezug auf die Einsparung von Ressourcen, das Weitergeben statt dem Wegwerfen und vor allem statt dem Neukauf sinnvoll.

Die Weitergabe von Kleidung kann beispielsweise über Secondhandläden, Flohmärkte, Verschenkläden oder Online-Plattformen erfolgen. Dahinter steckt die Idee Kleidung eine „zweite Chance“ zu geben, diese dadurch im Umlauf zu behalten und somit Neuproduktion entgegenzuwirken. Die Weitergabe von Kleidung kann außerdem im Bekanntenkreis, Freund*innenkreis oder im größeren Rahmen, professioneller aufgezoogen, beispielsweise bei Kleidertauschpartys stattfinden. Bei Kleidertauschpartys treffen sich Menschen, bringen gut erhaltene Kleidung mit und tauschen diese untereinander aus, nicht Jede*r muss etwas mitbringen, beziehungsweise mitnehmen, der Weitergeben-Gedanke steht hierbei im Fokus.

Diverse Online-Plattformen haben sich auf den Verkauf von Second-Hand-Kleidung spezialisiert. Eine der größten Online-Plattformen für die Weitergabe von Kleidung ist Kleiderkreisel, hier kann Kleidung getauscht, verschenkt oder verkauft werden.

Eine weitere Plattform ist Willhaben, sie stellt den größten Online-Marktplatz Österreichs dar und von Gebrauchsgütern bis zu Immobilien und Jobs wird Alles angeboten. Um anzudeuten wie rege dieses Angebot genutzt wird, gab es zum Beispiel am 28.05.2019 allein 36.333 Anzeigen in der Kategorie „zu verschenken“ und in den letzten 48 Stunden wurden 342.838 neue Anzeigen und Angebote hinzugefügt (vgl. Willhaben). Das deutsche Pendant zu Willhaben ist die Website Ebay-Kleinanzeigen, in der Kategorie „zu verschenken& tauschen“ gibt es, am selben Tag, 198.810 Anzeigen, 130.581 davon sind zu verschenken, 59.911 zu tauschen und 8.318 zu verleihen (vgl. Ebay Kleinanzeigen).

Rund um das Verschenken finden sich noch weitere Möglichkeiten im Internet, wie etwa die Online-Verschenk-Netzwerke Free Your Stuff, Freecycle, Alles-und-umsonst. Allgemein geht es den Plattformen darum, Sachen wiederzuverwenden und sie von der Verbrennung zu bewahren oder von den Deponien fern zu halten. Freecycle bietet beispielsweise eine Plattform um Dinge in der näheren Umgebung zu verschenken, mit dem Ziel eine weltweite Bewegung

des Weitergebens aufzubauen und folgt dem Motto: „changing the world- one gift at a time“. Jede einzelne Gruppe wird in der Regel von Ehrenamtlichen aus den jeweiligen Regionen moderiert (vgl. Freecycle).

Das Projekt alles-und-umsonst-de will einen Beitrag zur Veränderung der Konsumgewohnheiten leisten: statt Dinge wegzuerwerfen sollen diese verschenkt werden und so ein Zeichen gegen die Konsum- und Wegwerfgesellschaft setzen. Alles Und Umsonst versteht sich als eine Form der praktischen Waren- und Konsumkritik, die Menschen dazu bewegen möchte über den Wert nachzudenken, den die Dinge in unserer, auf das Materielle ausgerichteten, Konsumwelt besitzen oder auch nicht (mehr) besitzen und zu einem bewussteren Umgang mit Dingen anregen. Folge der bestehenden Wegwerfgesellschaft sei ein Anwachsen von Abfallbergen, Verschwendung von Rohstoffen und Ressourcen. Außerdem erfordere diese Wegwerfgesellschaft ein immer stärker anwachsendes Verkehrsaufkommen. Selbst beim Recycling von Abfällen werde ein hoher Energie- und Transportaufwand benötigt. Die beste Form der Ressourcenschonung sei daher die Abfallvermeidung: denn alles, was weiterhin genutzt werde, müsse erst gar nicht entsorgt werden und belaste somit auch nicht die Umwelt (vgl. Alles und Umsonst).

Auch auf Facebook gibt es diverse Verschenk-, Tausch- oder Verkaufsseiten über welche Gegenstände weitergegeben werden können. Die Facebook-Gruppe Share & Care (für einzelne Städte verfügbar) versteht sich als tausch- und verkaufsfreie Zone: „Zweck dieser Gruppe ist es, Leistungen, Dienste und Güter aus reiner Nächstenliebe und ohne Gegenleistung zu teilen“ (vgl. Share & Care Facebook). Für die Weitergabe von Kleidung und Gebrauchsgegenständen gibt es unzählige und schnell wechselnde Angebote und Plattformen, nicht alle können im Rahmen dieser Arbeit angeführt werden, daher wurde sich hier auf einige wenige beschränkt. Die Ideen hinter den einzelnen Angeboten der Güterweitergabe ähneln sich jedoch sehr, daher erscheint eine kleine Auswahl der Onlineangebote zur Weitergabe von Textilien und Gebrauchsgegenständen ausreichend um das damit verfolgte Ziel beziehungsweise deren Absicht, zu erfassen.

Auch offline können Kleidung und Gebrauchsgegenstände weitergegeben werden, beispielsweise in sogenannten Verschenk- Umsonst- oder Kost-Nix-Läden. Hierbei handelt es sich um komplett geldfreie Einrichtungen. Es sind Orte, an denen Dinge weitergegeben werden können, sie können gewissermaßen als eine Art zwischenzeitlicher Lagerraum für Dinge, die auf ihre Weitergabe warten, verstanden werden. Die meisten Verschenkläden haben Regeln für

die Nutzung, beziehungsweise das Bringen und Mitnehmen von Gegenständen. Beispielsweise dürfen nur intakte Gegenstände abgegeben werden, logischerweise soll auch nur mitgenommen werden, was tatsächlich für den Eigengebrauch benötigt wird. Ein Weiterverkauf ist nicht Sinn und Zweck der Idee von Verschenkläden. Abhängig vom jeweiligen Verschenkladen, gibt Stückzahlbegrenzungen für die Mitnahme, um die wahllose Mitnahme zu verhindern. In vielen Verschenkläden können, meist aus Platzgründen, auch nur bestimmte Gegenstände abgegeben werden, häufig existiert eine Pinnwand, an welcher größere Gegenstände angeboten werden. Verschenkläden sind in den meisten Fällen ehrenamtlich getragene Projekte, für die Miete sind sie daher oft auf Spenden angewiesen und häufig ist ihr Bestehen ungewiss oder nur von kurzer Dauer. Oft stellen die Ladenlokale auch einen Raum für Begegnungen und Veranstaltungen dar.

Die Motivation von Verschenkladenbetreiber*innen ist meist politischer Art, da alle Dinge im Verschenkladen umsonst sind, stellen sie eine Alternative zur kapitalistischen Warengesellschaft dar. In Verschenkläden werden Dinge von ihrem Geldwert entkoppelt und dadurch wird der vorherrschenden Geld- und Tauschlogik ein alternatives Handeln entgegengesetzt. Verschenkläden versuchen einen Ort herzustellen, der sich der Marktlogik und dem blindem (Massen-) Konsum entzieht. Zudem soll durch diese Orte eine Möglichkeit geschaffen werden den Waren- und Wertvorstellungen einer Wegwerfgesellschaft zu entfliehen und ihnen entgegen wirken zu können. Dadurch soll Dingen ihre Wertigkeit zurückgegeben werden (vgl. Villa Galgenberg Nürtingen). Auch der Gedanke des Ressourcenschonens wird in Verschenkläden miteinbezogen.

Verschenkläden oder andere Kost-Nix-Projekte beziehungsweise geldfreie Formen der Güterweitergabe können also als Mikro-Experimente dahingehend verstanden werden, ökonomische Zwänge zu minimieren und einen Beitrag zu einem selbstbestimmten Leben leisten. Dabei steht das Ziel im Mittelpunkt eine Gesellschaft zu schaffen, welche teilt anstatt zu tauschen und zusammenarbeitet anstatt zu konkurrieren. Der Kost-Nix-Laden Wien soll hierbei beispielsweise Teil einer breiten sozialen Bewegung sein (vgl. Kost-Nix-Laden).

Tausch oder Verschenkmobile stellen eine mobile Version des Verschenkladens dar. Eine kleinere Variante von Verschenkläden stellen Tausch- beziehungsweise Verschenkregale in Cafés oder an öffentlichen Orten dar, wo zu verschenkende Dinge platziert und mitgenommen werden können. Örtlich noch flexibler sind Freeboxes oder Give-Boxes. Dabei handelt es sich um Kisten, die im Stiegenhaus platziert oder auf der Straße aufgestellt werden können, ein „Zu Verschenken“- Schild signalisiert den Zweck der Kiste. Dies kann eine ganz einfache

Lösung für Dinge sein, die nicht mehr gebraucht werden, so aber anderen zur Verfügung gestellt werden können. Das Prinzip dieser Formen der Weitergabe ist dasselbe wie von Verschenkläden, abgesehen davon, dass sie nicht räumlich gebunden sind.

Es finden auch Veranstaltungen mit dem Zweck der Güterweitergabe statt, wie beispielsweise Warentauschtage. Diese Veranstaltungen sind gewissermaßen große Tauschpartys für Gebrauchsgüter und werden beispielsweise von Gemeinden oder Kommunen organisiert. Nicht mehr benötigte Dinge von Privatpersonen werden gebracht und können von anderen Privatpersonen (unabhängig davon ob diese selbst etwas gebracht haben) mitgenommen werden. Meist gibt es aus Organisationsgründen eine Zeit für Anlieferungen und einen Zeitraum für das Stöbern und Mitnehmen. Übergebliebenes wird dann von den Organisator*innen entsorgt.

Bücher werden meist nur einmal von Besitzer*innen gelesen und stehen dann im Regal, ihre einzige Funktion dient in den meisten Fällen vermutlich dann nur noch Dekorationszwecken. Bibliotheken und Büchereien stellen nicht umsonst die älteste Form der Weitergabe dar, denn einmal gelesen, kann die nächste Person das Buch nutzen und immer so weiter. Büchereien gilt es jedoch eher den Formen temporärer Weitergabe zuzuordnen. Da Bücher einen Gegenstand darstellen, der großes Potenzial für die Weitergabe beinhaltet existieren diverse Formen Bücher weiterzugeben. Beispielsweise können über die Plattform Bookcrossing Bücher kostenlos weitergegeben werden. Jedes Buch erhält eine Identitätsnummer und wird in einer Datenbank registriert, kurzfristige Besitzer*innen beziehungsweise Leser*innen des Buchs haben die Möglichkeit Kommentare dazu, zu hinterlassen. Bücher können entweder an Freund*innen oder Unbekannte weitergegeben werden oder an einem Ort platziert werden und dann gefunden werden (über die Angabe zum Ort des Buchs auf der Website oder eben zufällig). mithilfe eines Paketaufklebers zum Ausdrucken können die Bücher auch kostenfrei verschickt werden und somit weltweit ihre Besitzer*innen wechseln (bezüglich des Ressourceneinsparungspotenzials von Formen der Weitergabe, gilt es das weltweite Versenden eher kritisch zu betrachten). Für das tauschen, verschenken oder verkaufen gebrauchter Bücher gibt es zudem eine Vielzahl an Onlineportalen.

Die Offline-Variante davon stellen öffentliche Bücherschränke dar, dabei handelt es sich um im öffentlichen Raum platzierte „Bücherschränke“. Diese befinden sich teilweise in, außer Betrieb genommenen Telefonzellen oder wind- und wettergeschützten Fenstervorsprüngen. Hier können nicht mehr benötigte, gewollte oder ausgelesene Bücher platziert und von interessierten Personen mitgenommen werden. Auch offene Bücherschränke funktionieren also nach demselben Prinzip wie Verschenk- beziehungsweise Tauschregalen oder Free-Boxes.

Kleidung, Bücher und andere Gebrauchsgegenstände können auch über Flohmärkte, Gebrauchtwarenhandel oder eben ganz informell zwischen Nachbar*innen, Freund*innen, Bekannten, etc. weitergegeben werden. Das Weitergeben von Kleidung, Büchern und anderen Gebrauchsgegenständen widersetzt sich der Logik einer kurzen Nutzungsdauer von einzelnen Gegenständen und behält diese länger in Umlauf.

3.2.2. Formen der temporären Weitergabe

3.2.1. Wohnen & Reisen

Der Bereich Wohnen war im Jahr 2005 in Deutschland für rund ein Drittel, des durch private Haushalte verursachten, Ressourcenverbrauchs verantwortlich, gefolgt von den Bereichen Ernährung, Verkehr, Möbel (vgl. Leismann et al. 2012:15, Abb 2).

Durch Flächen-, Wasser-, und Energieverbrauch, Schadstoffausstoß und Abfallaufkommen gehört der Bereich Wohnen zu einem der ressourcenintensivsten Konsumbereiche, da durch beispielsweise Heizen, Warmwassernutzung und Stromverbrauch von Geräten ca. 39 % der Kohlendioxid-Emissionen des privaten Konsums verursacht werden (vgl. Umweltbundesamt 2018). In der Studie des Wuppertal Instituts zum Ressourcenverbrauch unterschiedlicher Wohnformen wird auf der Grundlage der Verbrauchszahlen des Umweltbundesamts und des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie, ein Referenzwert für eine, von einer Person bewohnten, Durchschnittswohnung festgelegt. Nach den Berechnungen dieser Studie, verbraucht ein Einpersonenhaushalt im Schnitt mehr Ressourcen als Formen des gemeinschaftlichen Wohnens wie beispielweise Co-Housing-Projekte (gemeinschaftlich genutzte Räume wie Waschküche, Werkstatt oder Veranstaltungsraum), Wohngemeinschaften (dauerhafte gemeinsame Nutzung eines Hauses/einer Wohnung) (vgl. Bienge et al. 2017:15).

In den Bereich Wohnen und Ressourcenverbrauch spielen Faktoren wie Standort; Energieeffizienz des Gebäudes, Art des Heizungssystems/Strombezug ebenfalls eine Rolle (vgl. Schweizerische Eidgenossenschaft 2015). Aus diesem Grund können insbesondere Überlegungen zur Weitergabe, Zwischennutzung, etc. von Wohnraum einen wertvollen Beitrag leisten.

Auch Wohnraum kann weitergegeben beziehungsweise temporär zur Verfügung gestellt oder im Rahmen einer Zwischennutzung temporär (gemeinschaftlich) genutzt werden. Wohnraum kann zum Beispiel gemeinschaftlich in Form von Co-Housing-Projekten genutzt werden. Dies kann als eine Form des Sharings verstanden werden und auf Grund der geringeren Quadratmeteranzahl, die durch die gemeinschaftliche Nutzung pro Bewohner*in anfällt können Ressourcen eingespart werden.

In Städten mit einem guten ÖVPN wird theoretisch kein Auto benötigt um alltägliche Strecken zurückzulegen, Mehrfamilienhäuser verbrauchen außerdem weniger Nutzfläche im Vergleich zu Einfamilienhäusern, daher müssen die Rahmenbedingungen des Wohnens bei einer Beurteilung des Ressourcenverbrauchs in diesem Bereich mitbeachtet werden.

Da auch auf Reisen irgendwo gewohnt werden muss, kann hierbei auf eine Form der Weitergabe über Gastfreundschaftsplattformen wie beispielsweise couchsurfing (geldfrei) oder AirBnB (kostenpflichtig) zurückgegriffen werden. Ob diese Art des Reisens jedoch ressourcenschonender ist, als ein Besuch im Hotel oder im Ferienhaus ist fraglich, da beim Reisen generell ja auch noch die An- und Abreise zusätzliche Ressourcen verursacht.

Über Gastfreundnetzwerke oder Mitwohnzentralen wie beispielsweise die Plattform Couchsurfing, wird ein Teil der eigenen Wohnung (zum Beispiel eine Couch) und die eigene Zeit (zum Beispiel indem die Stadt gezeigt wird) zur Verfügung gestellt, ohne von Nutzer*innen eine Gegenleistung zu erwarten. Servas.org, hospitalityclub.org, warmshowers.org, wwoof, BeWelcome sind Plattformen mit demselben Prinzip und ermöglichen das Teilen von Übernachtungsmöglichkeiten, sie bieten kostenlose Unterkünfte von Privatpersonen für Privatpersonen an. Plattformen wie diese stellen eine Möglichkeit dar auf eine andere Art und Weise zu reisen, der Austausch von Gastfreundschaft steht hierbei im Fokus. Über die Plattform Trusted Houssitters werden Häuser und Wohnungen vermittelt, auf die aufgepasst wird, während die Besitzer*innen nicht da sind, gegebenenfalls kümmert man sich zusätzlich um dort lebende Haustiere oder Pflanzen.

3.2.2. Mobilität

In Bezug auf Mobilität (wie auch in den anderen Bereichen) scheint es ziemlich logisch, dass Ressourcen geschont werden können, wenn weniger Fahrzeuge unterwegs sind und bereits existierende Fahrzeuge gemeinschaftlich genutzt werden, denn im Durchschnitt werden PKWs im Privatbesitz nur eine Stunde am Tag genutzt (vgl. Kopp et al. 2017:87). Unter Anbetracht ihrer ungenutzten Kapazität, scheint das Teilen von Autos, vor allem in Städten, daher eine durchaus sinnvolle Möglichkeit darzustellen um Ressourcen zu sparen.

Wenn Menschen ihr, beziehungsweise eben ein Auto, nur dann nutzen, wenn sie es tatsächlich brauchen und es ansonsten „weitergeben“ oder gemeinschaftlich nutzen, kann von Carsharing gesprochen werden. Carsharing kann zwischen Privatpersonen, die sich ein Auto teilen oder es vermieten, während sie es selbst nicht benötigen (z.B. drivy) oder von Unternehmen angeboten werden (stationsgebunden oder free-floating).

Mobilität umfasst allerdings nicht nur den Bereich des Individualverkehrs, denn auf Grund der globalisierten Wirtschaft legen Waren, wie beispielsweise Lebensmittel oder Konsumgüter große Distanzen zurück, bevor sie bei Endverbraucher*innen ankommen. Globale Produktionsketten rentieren sich nur auf Grund von extrem niedrigen Transportkosten, welche wiederum durch Subventionen im Gütertransportsektor, durch staatliche Unterstützung für den Ausbau von Transportinfrastrukturen (wie Häfen, Straßen, Schienen), ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen und die Nichtberechnung der damit einhergehenden Umweltauswirkungen gewährleistet werden können (vgl. Kopp et al. 2017:79).

Flugreisen sind oft günstiger als Zugreisen und obwohl es sich um die umweltschädlichste Art der Fortbewegung handelt (siehe Abb.), wird der Ausbau des Flugverkehrs weiter vorangetrieben. Grund hierfür ist die Nichtbesteuerung von Kerosin, staatlichen Subventionen (10 Millionen jährlich in Deutschland, 500 Millionen jährlich in Österreich) und einer fehlenden Mehrwertsteuer für internationale Flüge in Deutschland und Österreich (vgl. Kopp et al. 2017: 81).

Flugreisen gehören zur imperialen Lebensweise schon fast dazu, dass sie nur von einem kleinen Teil der Weltbevölkerung in Anspruch genommen werden können und andere unter ihren Folgen leiden, dies unterstreicht abermals die bestehenden globalen Ungerechtigkeiten. Durch Werbung für billige Flugreisen, wird der vermeintliche Bedarf induziert. Der Komfort des Mobilitätssystems (Flugreisen, Fast Fashion, exotische Lebensmittel in den Supermärkten) in Ländern des Globalen Nordens geht auf Kosten von Menschen und Umwelt (häufig in Ländern des Globalen Südens). Die imperiale Mobilitätsweise stellt damit einen Teil der imperialen Lebensweise dar (vgl. Kopp et al. 2017:78 ff).

Der Transportsektor ist für 14 % der globalen Treibhausgasemissionen verantwortlich (vgl. Intergovernmental Panel on Climate Change, 2014; Miller/Facanha 2014 zitiert nach Kopp et al. 2017:77).

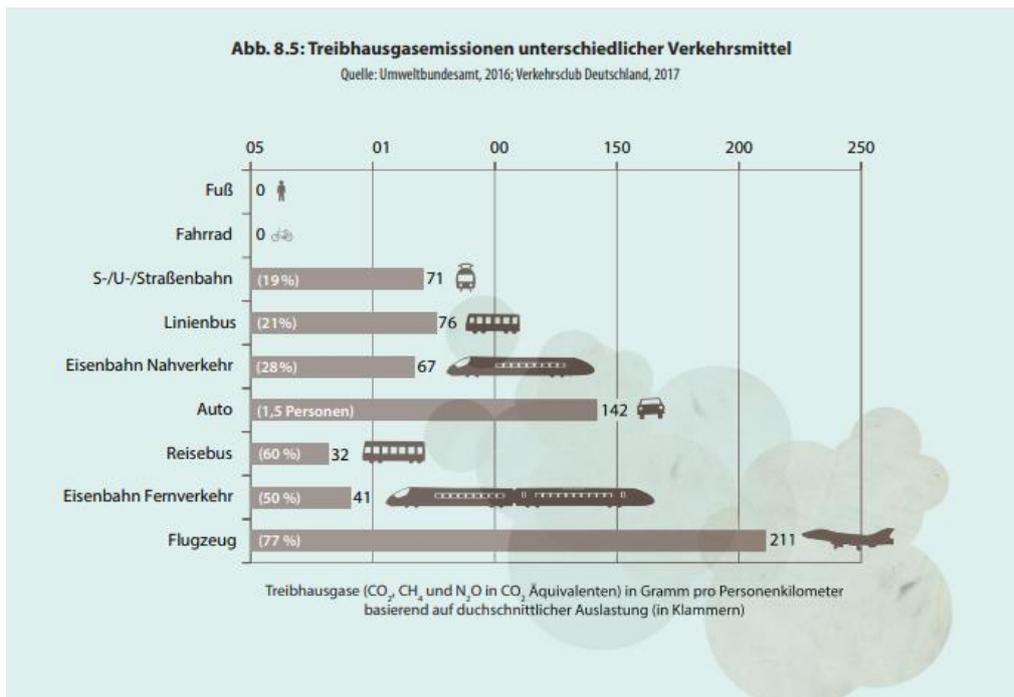


Abbildung 3 Treibhausgasemissionen unterschiedlicher Verkehrsmittel (Aamaas et al. 2013; Umweltbundesamt 2016; Verkehrsclub 2016 zitiert nach Kopp et al. 2017:80)

Die Sinnhaftigkeit dieser Lebensweise kann hinterfragt werden, denn warum sollten mehrere Menschen, die dieselbe Strecke zurücklegen, dies jeweils allein in ihrem eigenen Auto tun? Damit sie mehr Geld ausgeben, im Stau stehen, weil so viele (mit nur einer oder maximal 2 Personen besetzte) Autos unterwegs sind, sie keinen Parkplatz finden und durch die Kombination dieser Fakten gestresst bei der Arbeit ankommen?

Vor allem wenn man auch gemeinsam reisen beziehungsweise von A nach B kommen kann. Denn, wie zu einem früheren Moment bereits erwähnt, fährt ein Großteil der Autos im Schnitt nur ca. eine Stunde am Tag und das meist mit nur einer Person an Bord. Pendler*innen fahren oft alleine im Auto, logischerweise häufig Strecken, die eben auch von anderen Pendler*innen (alleine in einem Auto) zurückgelegt werden, da in ökonomischen Ballungsräumen meist auch mehrere Menschen beschäftigt sind. Gemeinschaftliche Nutzungsformen als Alternativen zum Individualverkehr, der eine Person in einem PKW bedeutet, entstehen scheinbar meist erst aus der Not heraus, wie beispielsweise die finanzielle Not von Studierenden, die Mitfahrgelegenheiten (blablacar.com, foastmit.at, mitfahrangebot.at) gründen um Geld zu sparen. Es existieren diverse Plattformen für die Organisation von Mitfahrgelegenheiten: ob für einmalig zurückgelegte Strecken (blablacar) oder für regelmäßiges Carpooling, beispielsweise für Pendler*innen (flinc). Das Prinzip ist dasselbe: Menschen, die eine Strecke mit dem Auto zurücklegen, bieten anderen, die Mitfahrt an. So können die Kosten für Treibstoff geteilt

werden und man muss die sowieso zurückgelegte Strecke nicht alleine zurücklegen (und hat Gesprächspartner*innen etc.). Eine geldfreie Form des Mitfahrens stellt das Trampen dar: Die Fahrt wird quasi weitergegeben beziehungsweise eben kostenfrei angeboten oder mit einer anderen Person geteilt ohne eine Gegenleistung zu erwarten-denn wenn die Strecke sowieso zurückgelegt wird, warum dann nicht eine andere Person daran teilhaben lassen?

Autos können in Form von Carsharing auch gemeinschaftlich genutzt werden. Die Idee des Carsharings ist es, ein Auto zu nutzen ohne es zu besitzen, dieses Konzept erscheint vor allem für den urbanen Raum durchaus sinnvoll, denn im Grunde macht es wenig Sinn in Städten, welche über ein ausgebautes öffentliches Nahverkehrssystem verfügen, mit dem Auto zu fahren. Dies führt nur zu Staus, schlechter Luft, und endloser Parkplatzsuche und meist wird auch keine Zeit dadurch eingespart, obwohl dies häufig als Lieblingsargument von Autofahrer*innen bezüglich der Autonutzung in der Stadt angeführt wird. Die Herstellung und Nutzung von Autos ist sehr ressourcenintensiv, daher ist es ökologisch gesehen durchaus sinnvoller ein Auto gemeinschaftlich zu nutzen. Die Anschaffung eines privaten Autos, die Haltungskosten (wie Reparatur, Parkplatz, etc.) können bei der gemeinschaftlichen Nutzung auch aufgeteilt werden.

Ein Ziel von Carsharing-Angeboten ist es, den Parkplatzdruck zu mindern und den Autoverkehr in Städten zu reduzieren. Carsharing wird von privaten Unternehmen angeboten, jedoch oft von Städten unterstützt, es gibt Carsharing Angebote, die Autos an fixierten Standplätzen positionieren und andere, sogenannte free-floating Angebote, welche Standortunabhängig, kurzfristig und auch einmalig genutzt werden können (vgl. Stadt Wien). Privatautos können außerdem zum Beispiel über die Plattform Drivy (drivy.at) gemeinschaftlich genutzt werden, hier können Autobesitzer*innen ihre PKWs privat vermieten.

Für den öffentlich Verkehr gibt es diverse Formen der Weitergabe, beispielsweise können Gruppentickets gemeinschaftlich genutzt werden, dies hat den Vorteil, dass Geld gespart werden kann und nicht alleine gereist werden muss. Die Berliner Initiative Ticketteilen (ticketteilen.org) nutzt das Angebot der Personenmitnahme, welches im Rahmen des Umwelttickets besteht: Besitzer*innen dieses Tickets können sich über das Anstecken eines Buttons ihre Bereitschaft zur Mitnahme Anderer kennzeichnen und so zu den bestimmten Zeiten, zu denen ihr Ticket eine kostenlose Mitnahme einer weiteren Person erlaubt, Personen mitnehmen.

Eine weitere Form der Weitergabe zur Ergänzung des ÖPNVs bietet Bike-Sharing beziehungsweise öffentliche Fahrradverleihsysteme von Kommunen wie zum Beispiel City-Bike.

Diese dienen als ein (sehr günstiges) öffentliches Verkehrsmittel, eine einmalige Anmeldegebühr berechtigt Nutzer*innen für die Entlehnung von Rädern und die Rückgabe an allen, in der Stadt vorhandenen Stationen. Dabei ist die Nutzung (bei City-Bike-Wien) für die erste Stunde gratis, danach fällt eine Gebühr an (2. Stunde 1 Euro, 3. Stunde 3 Euro). 2019 wurden in Wien bereits 966.515. km mit den City-Bikes zurückgelegt, heute (31.05.2019: 13:15 Uhr) wurden bereits 2.684 km zurückgelegt und es befinden sich 298 City-Bikes auf der Fahrt. 2018 wurden mehr als 1 Million Fahrten mit City-Bike durchgeführt (vgl. City Bike).

4. Wirksamkeit von Formen der Weitergabe

Lebensstile zeichnen sich durch ressourcenintensives Verhalten in den einzelnen Lebensbereichen aus, wie vorangehend aufgezeigt, bieten diverse Formen der Weitergabe jedoch eine Alternative zu herkömmlichen Konsum und Handlungsmustern an.

In dieser Arbeit wird davon ausgegangen, dass die Nutzung von Formen der Weitergabe mit positiven Auswirkungen einhergeht, denn wenn Gegenstände weitergegeben werden und daher nicht entsorgt werden, müssen keine neuen produziert werden und so können Ressourcen geschont werden. Wenn Formen der Weitergabe genutzt werden, geschieht dies vermutlich auch aus einem bestimmten Grund und es kann davon ausgegangen werden, dass durch die Nutzung eine Veränderung in bestehenden, gesellschaftlich verbreiteten, Denkmustern von statten geht, eben dahingehend das Dinge weitergegeben werden können und somit im Umlauf bleiben. Inwiefern Formen der Weitergabe wirksam sein können, soll in diesem Kapitel behandelt werden.

Dahingehend werden im Folgenden die bereits vorgestellten Formen der Weitergabe auf ihre Wirksamkeiten untersucht: in einem ersten Schritt bezüglich des Ressourceneinsparungspotenzials (Kapitel 4.1.) und in einem zweiten Schritt im Hinblick auf ihre Wirksamkeit für einen Wertewandel (Kapitel 4.2.).

Wenn unter Wirksamkeit Effekte, Auswirkungen beziehungsweise das Ergebnis einer Ursache verstanden wird, ergeben sich im Zusammenhang dieser Arbeit weitere Fragen: Welche Wirkungen gehen von Formen der Weitergabe aus? Ab wann kann eine Lebensweise als wirksam gesehen werden? Können durch Formen der Weitergabe Ressourcen geschont werden?

Inwiefern können alltägliche Handlungen von Individuen für sich selbst und gegebenenfalls auch ihr (nahes) Umfeld wirksam sein? Kann durch die Nutzung von Formen der Weitergabe

eine Veränderung von Denkweisen initiiert werden? Können durch die Nutzung von Formen der Weitergabe Denkweisen und dadurch vielleicht auch Handlungsweisen beeinflusst werden?

Aber wie kann ich Wirksamkeit messen? Ab wann ist der Effekt einer Handlung sichtbar oder spürbar? Und wird dies nicht auch von jeder Person anders wahrgenommen?

Es gibt systematisierte Wirksamkeitsanalysen, die beispielsweise messen wie wirksam bestimmte Strategien in Unternehmen umgesetzt wurden. Diverse Parameter messen hierbei die Auswirkungen individueller Lebensstile in Bezug auf Ressourcenverbrauch. Im Folgenden sollen die Maßstäbe des ökologischen Rucksacks und des ökologischen Fußabdrucks herangezogen werden um die Ressourcenintensität von Lebensstilen beziehungsweise einzelnen Lebensbereichen zu betrachten.

4.1. Wirksamkeit 1: Ressourcenschonen

Wenn es darum geht durch eine Art von Lebensstil Ressourcen einzusparen, erscheint es sinnvoll die Lebensbereiche, welche besonders ressourcenintensiv sind, genauer zu betrachten. Aber ab wann ist eine Lebensweise wirksam, ab wann spart sie Ressourcen ein? Der ökologische Rucksack, ist ein Maßstab, der die Summe aller natürlichen Rohstoffe, welche der jeweilige individuelle Konsum (inklusive Herstellung, Nutzung und Entsorgung) verbraucht, berechnet. Lebensstile werden hierbei in den Bereichen Wohnen, Konsum, Ernährung, Freizeit, Mobilität und Urlaub auf ihre Ressourcenintensität untersucht. Je weniger natürliche Ressourcen wir in den einzelnen Bereichen verbrauchen, desto geringer sind logischerweise auch die Umweltauswirkungen unserer Lebensstile (vgl. Wuppertalinstitut).

Der ökologische Rucksack stellt nur einen von vielen Messwerten für den individuellen Verbrauch von Ressourcen im Alltag dar. Ein anderer Messwert ist beispielsweise der ökologische Fußabdruck, dieser beschreibt den Flächenbedarf, den Jede*r durch die individuelle Lebensweise in den Bereichen Ernährung, Mobilität, Wohnen und Konsum und dem allgemeinen gesellschaftlichen Anteil, auch grauer Fußabdruck genannt (nicht eindeutig einer Person zuzuordnender Ressourcenverbrauch), in Anspruch nimmt. Er gibt Auskunft dazu, wie viele Planeten benötigt werden würden, wenn alle Erdbürger*innen diesen Fußabdruck hätten und vergleicht das Ergebnis mit einem nationalen Durchschnitt (vgl. BMNT 2019). Der ökologische Fußabdruck wird in Globalhektar (gha) für Personen und/oder Länder gemessen. Der durchschnittliche ökologische Fußabdruck einer, in Österreich lebenden Person beträgt 5,31 gha. Ein fairer, also gerecht auf alle Erdbewohner*innen aufgeteilter ökologischer Fußabdruck würde einer Person jeweils 1,7 ha zur Verfügung stellen. Wenn also alle

Erdbewohner*innen so ressourcenintensive Lebensstile führen würden, wie es beispielsweise in Österreich der Fall ist, würden drei Erden von Nöten sein (vgl. ebd.).

Aus Fragen zur Lebensweise, in den einzelnen Kategorien, die im Rahmen der Berechnung des ökologischen Fußabdrucks gestellt werden, wird ersichtlich welche Praktiken besonders ressourcenintensiv sind und wo daher Möglichkeiten der Einsparung bestehen. Pauschalisierend lässt sich sagen: weniger ist in Bezug auf Ressourcenschonen definitiv mehr! Eine kleinere Wohnung, weniger Konsum, der Kauf von regionalen, saisonalen und biologischen Lebensmitteln (und nur so viel davon, wie auch konsumiert werden kann), Leitungswasser trinken, idealerweise eine vegane Ernährung, mit dem Fahrrad fahren, öffentliche Verkehrsmittel nutzen, nicht fliegen (und vor allem keine Kurzstreckenflüge zurücklegen).

Ein ressourcenschonender Lebensstil in den vorangehend genannten Bereichen lässt sich durch eine Umstellung von Alltagspraktiken gestalten. Aber ist eine Lebensweise dann ressourcenschonend, wenn der Durchschnittswert beispielsweise dieser Parameter unterboten wird? Und ist sie nur dann wirksam? Und wie können Alltagspraktiken ressourcenschonender gestaltet werden?

Eine Möglichkeit Lebensstile ressourcenschonender zu gestalten könnte die Nutzung von Formen der Weitergabe sein. Meine Überlegungen zur Wirksamkeit von Formen der Weitergabe vermuten, dass indem Gegenstände weitergegeben werden, anstatt sie wegzuworfen und sich neue anzuschaffen, unmittelbar Ressourcen gespart werden, da dadurch keine neuen Güter produziert werden müssen. Die Ressourcen, welche für die Produktion und den Transport des neuen Gutes verbraucht würden, werden daher eingespart. Wenn ich weniger neu kaufe, wird weniger produziert und damit werden unmittelbar Ressourcen eingespart, oder?

Also Ressourcenschonen durch die Nicht-Produktion und die Nutzung bestehender materieller Güter, welche somit länger (im Besten Fall solange wie möglich) im Kreislauf behalten werden.

Aber ist diese Wirksamkeit messbar und/oder spürbar? Beziehungsweise muss sie das überhaupt sein, um sagen zu können, dass Ressourcen eingespart werden, beziehungsweise eine Lebensweise ressourcenschonender geworden ist?

Wenn man zwei Situationen einander gegenüberstellt ergibt sich folgendes: in der einen wird ein Pullover neu gekauft und in der anderen erhält man den Pullover über eine Form der Weitergabe. In Situation eins wird ein Pullover hergestellt und entlang der kompletten Produktionskette des Pullovers werden Ressourcen verbraucht: vom Baumwollanbau (Pestizide, Wasserverbrauch) über die Herstellung (Färben der Baumwolle, Chemikalien

gelangen ins Grundwasser), den Transport in Flugzeugen/Schiffen/LKWs (Treibstoffverbrauch). Falls die Person, die den neuen Pullover kauft mit dem Auto oder dem Zug zum Laden fährt, werden auch hier wieder Ressourcen verbraucht. Wenn der Pullover dann nicht gekauft wird beziehungsweise auf Grund einer neuen Kollektion weichen muss, um den Platz in den Läden nicht zu verstopfen, kann es sein, dass dieser verbrannt wird, was wiederum negative Auswirkungen auf die Umwelt hat. Diese Aufzählung nennt nur einige Schritte der Entstehungskette eines Pullovers und lässt zusätzliche negative soziale Aspekte (Arbeitsbedingungen, gesundheitliche Folgen für Beschäftigte in der Textilindustrie, etc.) außen vor. Häufig wird der Pullover dann nur eine kurze Zeit getragen, um dann einem neuen zu weichen, dann beginnt der Kreislauf von vorn.

In Situation zwei durchläuft der Pullover ebenfalls all diese Schritte, denn irgendwann muss er ja hergestellt werden, allerdings endet die Lebensdauer des Pullovers nicht mit der Entscheidung „des nicht mehr tragen Wollens“. Der/Die Besitzer*in entscheidet sich in diesem Fall den Pullover weiterzugeben, anstatt ihn zu entsorgen. Die Motivationen hierfür können beispielsweise von finanzieller, ökologischer, eigennütziger (einfachste Art der „Entsorgung“) oder altruistischer Natur sein. Fakt ist, der Pullover bekommt eine zweite Chance und seine Lebensdauer verlängert sich, indem er beispielsweise käuflich in einem Second-Hand-Laden erworben wird oder in einem Verschenkladen mitgenommen wird, an die Nachbarin oder Freundin verschenkt wird oder ein neuer Gegenstand daraus entsteht, der weitergenutzt wird. Im Idealfall kauft sich der/die neue Besitzer*in dieses Pullovers auf Grund dessen Erhalts keinen neuen Pullover und es muss daher kein neuer produziert werden, somit können die, entlang der Produktionskette, entstehenden Ressourcen eingespart werden.

Indem Güter gemeinschaftlich genutzt werden oder weitergegeben werden kann der Ressourcenverbrauch von Einzelpersonen gesenkt werden ohne den Lebensstandard einzuschränken (vgl. Leismann et al. 2012:8). Durch Gemeinschaftsnutzung können bestehende Güter außerdem intensiver genutzt werden und somit die industrielle Herstellung durch soziale Beziehungen ersetzt werden, denn doppelte Nutzung bedeutet halbierten Bedarf (vgl. Paech 2014:46). Außerdem kann allein durch eine sorgfältige Benutzung und Pflege von Gebrauchsgegenständen deren Nutzungsdauer verlängert werden.

Wenn Menschen in der Lage sind Gebrauchsgegenstände zu reparieren, instand zu halten oder umzunutzen und diese dadurch länger in Benutzung haben, anstatt sie nach einem (vermutlich nur kleinen und simpel behebbaren) Defekt zu entsorgen, wirkt dies auch der industriellen Neuproduktion entgegen: die industrielle Herstellung wird dann durch die eigene produktive

Leistungen ersetzt (vgl. ebd.). Durch Reparatur und Umnutzung kann also die Lebensdauer von Gegenständen verlängert werden und Folge dessen kann sein, dass die Nachfrage neuer Güter zurückgeht und dadurch Ressourcen geschont werden.

Inwiefern können Formen der Weitergabe nun wirksam sein beziehungsweise kann durch die Nutzung von Formen der Weitergabe unmittelbar Ressourcen eingespart werden?

Im Folgenden wird die Wirksamkeit beziehungsweise das Potenzial in Bezug auf den Aspekt des Ressourcenschonens einzelner konkreter Beispiele von Formen der Weitergabe exemplarisch aufgezeigt. Die Wirksamkeit in Bezug auf Ressourcenschonung soll für den Bereich Ernährung anhand von einer Studie zum Themenbereich „Nutzen statt Besitzen- auf dem Weg zu einer ressourcenschonenden Konsumkultur“ betrachtet werden. Diese wurde, im Rahmen einer eigenen Erhebung des Foodsharing-Vereins entstandenen Statistik und für die Bereiche Textilien & Gebrauchsgegenstände, Wohnen & Reisen und Mobilität anhand von einer, vom Wuppertal Institut in Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll Stiftung und des Naturschutzbunds Deutschland e. V. durchgeführten.

4.1.1. Ernährung

Durch Foodsharing wurden in der Vergangenheit 24.352.963 kg Lebensmittel erfolgreich vor der Tonne gerettet, es gibt 264.991 aktive Foodsaver*innen und 59.201 Foodsaver*innen engagieren sich ehrenamtlich für eine Welt ohne Lebensmittelverschwendung (vgl. Foodsharing 2019). Auf dem Foodsharing-Blog steht:

„Stell dir eine Fläche von 1,5 mal so groß wie der europäische Kontinent vor, die zu 100% landwirtschaftlich genutzt wird. Alle auf dieser Fläche produzierten Lebensmittel werden, gehegt, gepflegt, bewässert, gedüngt, geerntet, verarbeitet, verpackt, transportiert, gelagert - um am Ende in der Tonne zu landen. (das sind ein Drittel aller produzierter Lebensmittel)

Weisst Du warum? Die Kartoffel ist zu groß, der Apfel zu klein, die Gurke zu krumm, die Banane zu gelb, das Brot ist zu alt, das meiste ist zu billig und es gibt einfach zu viel.

Von dem, was weggeworfen wird, könnten alle hungernden Menschen mehrfach satt werden. Aber auch die Erde geschont werden und weniger Wasser, Dünger, Pestizide, Erdöl, Arbeitszeit eingespart werden.“ (Fellmer 2015).

Lebensmittelverschwendung in Deutschland ist:

TEUER

- 235 Euro pro Person/Jahr landen im Müll (WASKOW, 2018)

UMWELT- UND KLIMASCHÄDLICH

- Rund 216 Mio. m³ Wasser werden jährlich verschwendet (GRIZETTI ET AL, 2013)
- 1/3 der landwirtschaftlichen Fläche wird unnötig genutzt (GRIZETTI ET AL, 2013)
- 48 Mio. t Treibhausgase entstehen (NOLEPPA & CARLSBURG 2015)
- 400 kt Stickstoff pro Jahr gehen in Europa direkt über Lebensmittelabfälle verloren (GRIZETTI ET AL, 2013)

Abbildung 4 Lebensmittelverschwendung in Deutschland (vgl. Aktionsplan Foodsharing & deutsche Umwelthilfe 2018:4)

Im Bereich Ernährung und dem Versuch Lebensmittelverschwendung zu reduzieren scheint es ziemlich klar, dass alle geretteten Lebensmittel, im Vergleich zu weggeworfenen Lebensmitteln, Ressourcen einsparen. Daher kann Foodsharing, meines Erachtens als eine wirksame Form der Weitergabe bewertet werden.

4.1.2. Textilien & Gebrauchsgegenstände

Die Studie der Heinrich Böll Stiftung und des Wuppertal Institut in Zusammenarbeit mit dem Naturschutzbund Deutschland e. V. „Nutzen statt Besitzen. Auf dem Weg zu einer ressourcenschonenden Konsumkultur“ zeigt anhand von Beispielen Ressourcenschonungspotenziale von Formen des gemeinschaftlichen Konsums auf. Eines davon ist der Textilentausch. Die Ergebnisse zu diesem Bereich sollen im Folgenden kurz zusammengetragen werden, da diese in der Betrachtung von Formen der Weitergabe und deren Wirksamkeit in Bezug auf Ressourcenschonen von Bedeutung sind.

Die Idee des Kleidertauschs (ob als Event oder über Onlineplattformen) stelle sich den Trends der schnellwechselnden Kollektionen der Fast Fashion entgegen, Gründe hierfür können sowohl finanzielle als auch ökologische sein. Durch die Weitergabe von Kleidungsstücken an weitere Nutzer*innen werde die Gebrauchsphase innerhalb der textilen Kette verlängert und der Ressourcenaufwand für die Produktion und die Entsorgung, falle hierdurch nur einmal an. Der Energieaufwand während der Gebrauchsphase intensiviere sich durch den Textilentausch, da Kleidungsstücke (logischerweise) öfter gewaschen (abhängig von Art der Pflege) werden, wenn sie länger im Umlauf bleiben (vgl. Leismann et al. 2012:22ff). Die Analyseergebnisse der Materialintensitäten und des Materialinputs für bestimmte Serviceeinheiten am Beispiel eines Baumwollshirts von Paulitsch und Rohn aus dem Jahr 2004 ergeben, dass durch eine Weitergabe (z.B. Tausch) ein Ressourceneinsparungspotenzial gegenüber dem Neukauf zu verzeichnen sei, da der Ressourcenaufwand der Produktion und der Entsorgung

bei einer Weitergabe wegfallen. Lange Transportwege, welche beispielsweise bei der Weitergabe von Kleidungsstücken oder anderen Konsumgütern über Onlineplattformen und deren Versands zustande kommen, können die Ressourceneinsparungspotenziale der Weitergabe jedoch aufheben (vgl. Rohn/Paulitsch 2004 zitiert nach Leismann et al. 2012:25). Die Art des Produkts (vor allem Gewichts- und größenabhängig), die Transportart und -Entfernung und die Verpackung spielen hierbei eine Rolle (vgl. Erdmann 2011 zitiert nach Leismann et al. 2012:26).

Es lässt sich also nicht pauschalisierend sagen, dass die Weitergabe von Textilien (oder anderen Gebrauchsgegenständen) über Second-Hand-Läden oder Verschenkläden prinzipiell immer ressourcenschonender ist, als eine Weitergabe über Online-Plattformen, da Faktoren, wie beispielsweise die (zuvor) zurückgelegte Distanz der Kleidung mit einberechnet werden muss.

Laut der Ressourceneffizienzpotenzialanalyse des Wuppertal Instituts für den Bereich Alltagsgegenstände werden durch die Weitergabe von Kleidung und anderen Alltagsgegenständen über Secondhandläden, Online-Plattformen, nachbarschaftliches Tauschen, Werkzeugverleihe, Bücherschränke oder digitale Downloads im Vergleich zum Neukauf Ressourcen eingespart. Wieviel Ressourcen durch die Weitergabe eingespart werden, hänge stark vom Gegenstand und der Nutzungsart ab, die Lebensdauer der Gegenstände müsse ebenfalls beachtet werden, da Gegenstände nicht unbegrenzt oft weitergeben werden können (vgl. Bienge et al. 2017:26).

4.1.3. Wohnen & Reisen

Die Studie des Wuppertal Instituts „Nutzen statt Besitzen- Auf dem Weg zu einer ressourcenschonenden Konsumkultur“ führt auch eine Ressourcenpotenzialanalyse für den Bereich Reisen durch und vergleicht die Formen der Weitergabe Couchsurfing und Flatsharing (z.B. Airbnb) mit herkömmlichen Wohnarten auf Reisen (Hotel und Ferienwohnung).

Die Studie modelliert Durchschnittswerte für die jeweiligen Unterbringungsarten und veranschaulicht die An- und Abreise anhand von zwei beispielhaften Reisezielen mit unterschiedlichen Transportmitteln (Flugzeug, Bahn, Fernbus und PKW mit Besetzungsgrad 1&4), für die Berechnung der Ressourcenintensität der einzelnen Unterbringungsarten wurden Verbräuche und Emissionen für Baumaterial, Stromverbrauch, Heizen und Wasserverbrauch herangezogen. Leider sei die Datenqualität teilweise ungenau und qualitativ problematisch (keine einheitlichen Quellen, eventuell verzerrt durch Vermieter*innen, die bessere Werte für ihr Ferienhäuser eingetragen haben etc.). Im Vergleich der vier Übernachtungsmöglichkeiten schneide jedoch das Hotel am schlechtesten ab, gefolgt vom Ferienhaus und Flatsharing (z.B.

AirBnB), am besten schneide Couchsurfing ab. Der Ressourcenverbrauch von Reisen sei jedoch auch von der Länge des Aufenthalts, der An- und Abreiseart und des Reiseorts abhängig, wobei Kurztrips mit dem Flugzeug als besonders ressourcenintensiv zu bewerten seien (vgl. Bienge et al. 2017:30ff).

Es gilt jedoch zu beachten, dass auf Grund der „einfachen“ Art zu Reisen, durchaus mehr gereist werden könnte als eventuell zuvor gereist wurde und jede Reise, die unternommen wird, kann auf Grund zurückgelegter Strecken (außer diese werden zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt), nicht als ressourcenschonend gesehen werden. Wenn gereist wird, erscheint Couchsurfing im Vergleich zu einem Aufenthalt in Hotel, Ferienwohnung oder AirBnB aber die ressourcenschonenste Art und Weise des Reisens zu sein.

4.1.4. Mobilität

Ein Leben ohne Auto und Verzicht auf Flugreisen und transportintensive Freizeitgestaltung gilt als besonders ressourcenschonend (vgl. Leismann et al. 2012:15). Ein PKW ohne Mitfahrer*innen habe den höchsten Rohstoffaufwand und die meisten Treibhausgasemissionen pro Personenkilometer. Wenn für dieselbe Strecke stattdessen das Fahrrad benutzt werde, könne 92% des „Material Footprints“ eingespart werden (vgl. Bienge/ Suski 2017: 9, 27). Fahrergemeinschaften können also dahingehend als Ressourcenschonend bewertet werden, als dass der anfallende Rohstoffaufwand und die Treibhausgasemissionen nicht nur für eine Person anfallen und somit durch die gemeinschaftliche Nutzung reduziert werden können.

Wenn Carsharing, als ein Baustein einer intermodalen Mobilität, sinnvoll genutzt werde und keine Rebound-Effekte entstehen, könne das allgemeine Mobilitätsverhalten dadurch positiv verändert werden, die Anzahl an gefahrenen Kilometern verringere sich und ein Carsharing Auto könne 8-15 Privatautos ersetzen (vgl. Bienge/Suski 2017:27). Da Carsharing Angebote allerdings häufig nur für kurze Fahrten genutzt werden, für die auch öffentliche Verkehrsmittel oder das Fahrrad (z.B. Leihrad) genutzt werden könnten, werden in diesen Fällen keine Ressourcen geschont, sondern eher im Gegenteil zusätzliche Ressourcen verbraucht. Nämlich dann, wenn Personen, die sonst vielleicht gar kein Auto nutzen würden, dieses Angebot wahrnehmen. Dadurch wird der innerstädtische Verkehr zusätzlich erhöht.

Ein Ausbau an Carsharing Angeboten alleine, verringere den Ressourcenverbrauch im Individualverkehr nicht, durch die Vernetzung von Infrastrukturen unterschiedlicher Mobilitätsangebote (Carsharing, Carpooling, Bikesharing, ÖVPN) könne die individuelle Mobilität jedoch ressourcenleichter gestaltet werden. Die Studie des Wuppertal Instituts zu Ressourceneffizienzpotenzial im Bereich der Individualmobilität bewertet Carsharing dahingehend

ökologisch wirksam, wenn durch die Nutzung eine Verschiebung vom motorisierten Individualverkehr zur Nutzung Öffentlicher Verkehrsmittel stattfindet (vgl. Bienge/Suski 2017: 27).

Erwähnenswert erscheint mir außerdem die Tatsache, dass umfassende Carsharing Angebote, meist nur in Städten oder im urbanen Raum verfügbar sind. Die Nutzung von ÖVPN, Fahrrad oder das zu Fuß gehen ist hier immer die ressourcenschonendere Methode der Fortbewegung im Vergleich zur Nutzung von Carsharing-Angeboten. In ländlichen Regionen würden Carsharing Angebote hingegen eine echte Alternative zum Besitz eines privaten PKWs darstellen, um beispielsweise Strecken, zu nahe gelegenen Bahnhöfen zurückzulegen. Eine Kombination der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel, Angebote wie Carsharing und Bike-Sharing können also in Zukunft Konzepte für eine ressourcenschonendere Mobilität darstellen.

4.1.5. Rebound-Effekt

Was passiert, wenn in einem Bereich durch die Nutzung von Formen der Weitergabe Ressourcen geschont werden, in anderen Bereichen jedoch nicht beziehungsweise auf Grund der Einsparung in einem Bereich, in einem anderen sogar mehr verbraucht werden?

Bei diesem Phänomen handelt es sich um den sogenannten Rebound-Effekt, dieser beschreibt das Verhältnis von ökonomischer Effizienzverbesserung und materieller Expansion (vgl. Santarius 2014: 109). Wenn Prozesse auf Grund ihrer höheren Effizienz, ausgeweitet werden und dadurch keine Einsparungen mehr stattfinden, kann von einem Rebound-Effekt gesprochen werden. Ein Beispiel hierfür sind Effizienzgewinne im Treibstoffverbrauch beim Flugverkehr, diese liegen pro Jahr nur bei 1,5%, was deutlich unter den Flugwachstumsraten und dem steigenden Emissionsausstoß liegt (vgl. Kopp et al. 2017:81).

Um beim Beispiel des Pullovers zu bleiben könnte sich in diesem Fall ein möglicher Rebound-Effekt einstellen: wenn ich nichts für den Pullover bezahle und ihn zum Beispiel geschenkt bekomme, nehme ich ihn vielleicht obwohl ich ihn eigentlich nicht brauche oder ich nehme mehr als nur den einen benötigten Pullover, weil ich ihn billiger oder sogar gratis bekomme. Allerdings kann es durch den Erhalt des Pullovers (vielleicht im Falle des geldfreien Erhalts sogar noch verstärkt) dazu kommen, dass der/die neue Besitzer*in des Pullovers denkt: „jetzt habe ich hier eingespart also kaufe ich mir stattdessen eine neue Hose“

Solange durch dieses „Ersparnis“ kein anderer neuer Pullover oder ein anderes Kleidungsstück oder Konsumgut gekauft wird, findet keine Neuproduktion statt und Ressourcen werden im Bereich der Produktion eingespart beziehungsweise geschont.

Es kann außerdem zwischen dem direkten und dem indirekten Rebound-Effekt unterschieden werden. Beim direkten Rebound-Effekt handelt es sich um Rechtfertigungsmechanismen für die häufigere Nutzung eines Produkts oder Gegenstands, da diese (vermeintlich) nachhaltig ist, wie beispielsweise die Nutzung eines Küchengeräts, welches weniger Wasser oder Energie verbraucht, dann deshalb aber mehr genutzt und daher die Ressourceneinsparung nicht mehr gegeben ist. Durch Carsharing-Angebote entsteht beispielsweise der relativ einfache Zugang zur Nutzung eines privaten PKWs, der zuvor nicht gegeben war und dadurch wird „ohne größere Überlegung“ darauf zugegriffen, ohne das Angebot wäre der Gedanken der PKW-Nutzung vielleicht gar nicht im Raum gestanden. Auch im Bereich Reisen kann die Form der Weitergabe Couchsurfing zu einem Rebound-Effekt führen, da durch die günstige Art des Reisens, gegebenenfalls öfter gereist wird.

Beim indirekten Rebound-Effekt fällt der Einspareffekt komplett weg, da ein neues zusätzliches Konsumgut erworben wird. Ein Beispiel hierfür stellt der zusätzlich entstehende Konsum bei Leihbörsen für Edelklamotten und Schmuck (wie pretalouer.de) dar (vgl. Metzger 2015: 149).

Genauere Angaben zu den möglicherweise eintretenden Rebound-Effekten sind schwer messbar. Das, durch die Einsparungen in den unterschiedlichen Bereichen (wie zum Beispiel die Einsparung von Benzinkosten, wenn Carpooling betrieben wird) „freigesetzte“ Geld, wird mit großer Wahrscheinlichkeit ausgegeben und laut Gsell (Gesell et al. 2015 zitiert nach Bienge/Suski 2017:29) verursacht ein Euro im durchschnittlichen Konsum 0,912 kg-Co₂-Äquivalente.

Ausgehend davon würde durch die Einsparung von Ressourcen, beispielsweise eben durch die vorangehend genannten Formen der Weitergabe, der Ressourcenverbrauch sogar steigen, da Geld durch die Nutzung von Formen der Weitergabe eingespart wird und dieses anderweitig ausgegeben werden kann. Diese Arbeit geht jedoch davon aus, dass Nutzer*innen von Formen der Weitergabe bereits ein ökologisches Bewusstsein und Wissen der Folgen ihres Konsums mitbringen oder dieses durch die Nutzung von Formen der Weitergabe erfahren und das eingesparte Geld ökologisch und sozial sinnvoll anbringen. Wie jedoch vorangehend bereits erwähnt, sind die Motive für die Nutzung von Formen der Weitergabe nicht immer ökologischer Natur, daher kann das Einsetzen von Rebound-Effekten durch die Freisetzung von dadurch zusätzlich verfügbarem Geld nicht ausgeschlossen werden.

Eine Möglichkeit Rebound-Effekte zu verhindern könnte, wie im Postwachstumskapitel genauer ausgeführt werden wird, die Verringerung der Erwerbsarbeit darstellen, wodurch

insgesamt weniger Geld für Konsum zur Verfügung stehen würde und als Folge dessen weniger konsumiert werden könnte und daher Lebensstile ressourcenschonender gestaltet werden.

Ob nun aus finanzieller Not oder ökologischen Hintergedanken „weitergegeben“ wird spielt in Bezug auf den ressourcenschonenden Aspekt der Wirksamkeit von Formen der Weitergabe keine tragende Rolle. Allerdings kann beispielsweise die rein finanzielle Motivation, die zur Nutzung von Formen der Weitergabe führt, einen Rebound-Effekt hervorrufen, der die zuvor, durch die Nutzung von Formen der Weitergabe eingesparten Ressourcen übersteigt und in der Summe daher ökologisch nicht wirksam sein kann. Abschließend lässt sich jedoch sagen, dass es definitiv besser ist einen Gegenstand weiterzugeben als ihn wegzuworfen um Ressourcen zu schonen.

4.1.6. Fazit Wirksamkeit 1: Ressourcenschonen

Voranehend wurden exemplarisch Beispiele von Formen der Weitergabe auf deren Wirksamkeit in Bezug auf Ressourcenschonen in den einzelnen Bereichen untersucht. Dies ergab, dass im Bereich Ernährung durch Foodsharing Lebensmittel gerettet werden können und daher nicht weggeworfen werden. Im Bereich Kleidung und Gebrauchsgegenstände können Formen der Weitergabe eine Einsparung in Bezug auf Ressourcenverbrauch bewirken, da der Ressourcenaufwand der Produktion und der Entsorgung nur einmal anfällt, jedoch gilt es die Rahmenbedingungen der Weitergabe in die Bewertung der Wirksamkeit miteinzubeziehen: es gilt die Distanz, die die Gegenstände bei ihrer Weitergabe zurücklegen, außerdem muss der Energieaufwand während der Gebrauchsphase zu beachten. Formen der Weitergabe, welche keine zusätzliche Infrastruktur für die Weitergabe benötigen (also hauptsächlich informelle Versionen) gelten als besonders Ressourcenschonend: beispielsweise muss der Pullover, der der Nachbarin geschenkt wird, nicht erst den Weg zum Secondhandladen zurücklegen. Voranehend wurde nur auf die Wirksamkeit von organisierten Formen der Weitergabe eingegangen, ein großer Teil des Weitergebens findet jedoch im „Verborgenen“ statt, auch wenn hierzu keine Studien verfügbar sind, sollte dieser Teil in der Betrachtung der Wirksamkeit von Formen der Weitergabe nicht unerwähnt bleiben.

Die Bewertung des Ressourcenschonungspotenzials von Formen der Weitergabe im Bereich Wohnen & Reisen lässt keine klaren Aussagen bezüglich deren Wirksamkeit zu, da die Datenqualität in der herangezogenen Studie problematisch war, Couchsurfing wurde jedoch als die ressourcenschonendste Übernachtungsmöglichkeit bewertet. Im Bereich Mobilität kann der Ressourcenaufwand und die Treibhausgasemissionen durch die Nutzung von Fahrgemeinschaften auf mehrere Personen aufgeteilt werden. Carsharing Angebote in Städten bieten die

Gefahr eines Rebound-Effekts, in ländlichen Regionen können sie eine Erweiterung zum ÖPNV darstellen. Carsharing Angebote gelten nur dann als wirksam, in Bezug auf Ressourcenschonen, wenn durch ihre Nutzung eine Verschiebung in Richtung einer stärkeren Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln stattfindet.

Ob durch die Nutzung von Formen der Weitergabe tatsächlich Ressourcen geschont werden, ist davon abhängig, ob, dass durch Formen der Weitergabe eingesparte Geld „sinnvoll“ ausgegeben wird und kein additiver Konsum entsteht. Generell lässt sich sagen, dass die alleinige Nutzung von Formen der Weitergabe in nur einem (Lebens-)Bereich, noch nicht zwingend zur Einsparung von Ressourcen führt, wenn in anderen Lebensbereichen nicht auch darauf geachtet wird, dass Ressourcen geschont werden. In allen Bereichen gilt es daher auch die Möglichkeit eines, durch die Nutzung von Formen der Weitergabe eintretenden, Rebound-Effekts zu beachten.

Wenn Güter länger im Umlauf bleiben und dadurch effizienter genutzt werden, beispielsweise eben durch Formen der Weitergabe oder gemeinschaftliche Nutzungsformen, fällt der Ressourcenverbrauch, welcher in der Produktion und in der Entsorgung entsteht nur einmal an und dadurch können Ressourcen geschont werden. Durch ressourcenaufwendige Pflege, Reparatur oder Umnutzung von Gegenständen in ihrer, durch die Weitergabe verlängerten Nutzungszeit, kann die Ressourcenschonung jedoch auch wieder aufgehoben werden. Entstehende Rebound-Effekte, beispielsweise durch den zusätzlichen Konsum auf Grund finanzieller Einsparungen durch die Nutzung von Formen der Weitergabe, können die Ressourceneinsparung ebenfalls aufheben. Dies lässt sich allerdings schwer messen.

Hieraus ergibt sich, dass die Formen der Weitergabe und deren Wirksamkeit in Bezug auf Ressourcenschonen einzeln betrachtet werden müssen, wobei einige ressourcenschonender sind als andere. Generell lässt sich allerdings sagen, dass es definitiv ressourcenschonender ist, Dinge weiterzugeben anstatt sie weg zu werfen!

Des Weiteren kann davon ausgegangen werden, dass durch eine Kombination mehrerer Formen der Weitergabe Lebensstile ressourcenschonender gemacht werden können: eine Person, die in einer Wohngemeinschaft lebt, mit dem Rad in den Urlaub fährt und dort Couchsurfing als Übernachtungsmöglichkeit nutzt, für anfallende nötige Autofahrten Carsharing-Angebote nutzt, regelmäßig Foodsharing nutzt beziehungsweise darauf achtet keine Lebensmittel wegzuerwerfen, vielleicht sogar vegetarisch/vegan lebt und auf die Saisonalität, Regionalität und Bioqualität der Lebensmittel achtet lebt logischerweise ressourcenschonender als eine Person, die mit dem Flugzeug in den Hotelurlaub fliegt, einen eigenen PKW besitzt, Lebensmittel

wegwirft und keinen Wert auf deren Herkunft, Saisonalität & Regionalität legt. Natürlich handelt es sich bei diesen zwei Versionen um Extreme, jedoch scheint mir eine Gegenüberstellung sinnvoll, um die Unterschiede und die Vielfältigkeit von Lebensstilen aufzuzeigen und in dieser Betrachtung nicht außen vor zu lassen. Wenn in allen Lebensbereichen auf eine ressourcenschonende Lebensweise geachtet wird, ist die Wirksamkeit in Bezug auf Ressourcenschonen selbstredend größer, als wenn sich nur darauf beschränkt wird, einen Lebensbereich ressourcenschonend zu gestalten.

Wie vorangehend aufgezeigt wurde, besteht die Möglichkeit, durch die Nutzung von Formen der Weitergabe Ressourcen zu schonen, jedoch gilt es die Rahmenbedingungen der einzelnen Angebote zu beachten. Die meisten Ressourcen können natürlich dann gespart werden, wenn in allen Lebensbereichen auf unnötigen Konsum, beziehungsweise das Ausüben eines ressourcenintensiven Lebensstils verzichtet wird. Es ist davon auszugehen, dass die Entscheidung zur Nutzung von Formen der Weitergabe nicht nur auf dem reinen Hintergedanken des Ressourcenschonens beruht. Nutzer*innen von Formen der Weitergabe können beispielsweise eine tiefgehende Veränderung der bestehenden Missstände im System durch ihr Handeln anstreben. Ausgehend von dieser Überlegung soll im Folgende eine mögliche zweite Wirksamkeit von Formen der Weitergabe untersucht werden.

4.2. Wirksamkeit 2: Denkweisen verändern

Der imperialen Lebensweise liegen sozial und ökologisch äußerst problematische Konsum- und Produktionsmuster zu Grunde, ohne deren Umbau eine erfolgreiche sozial-ökologische Transformation nicht umsetzbar ist. Im vorangehenden Kapitel wurde auf das Ressourceneinsparungspotenzial einzelner Formen der Weitergabe eingegangen, um deren Wirksamkeit als Möglichkeit zur Gestaltung ressourcenschonenderer Lebensstile zu betrachten. Die imperiale Lebensweise ist jedoch nicht nur in unseren alltäglichen Konsumpraktiken verankert, sondern auch in unseren Denkweisen und durchdringt somit sämtliche Lebensbereiche. Daher soll in diesem Kapitel auf die Wirksamkeit von Formen der Weitergabe auf der Diskurs- beziehungsweise der Werteebene eingegangen werden und Überlegungen dahingehend angestellt werden, inwiefern Denkweisen durch die Nutzung von Formen der Weitergabe verändert werden können.

Die imperiale Lebensweise beruht auf gewissen Werten beziehungsweise Vorstellungen davon, was in einer Gesellschaft als erstrebenswert gilt und den sich daraus ergebenden Handlungsweisen. Werte sind ein wichtiger Bestandteil unseres Lebens und prägen unser Handeln. In erster Linie werden diese Werte durch die Familie und später vor allem durch das

soziale Umfeld bestimmt. Bevor sich Denkweisen und Werte verändern können, welchen problematische Handlungsweisen zugrunde liegen, müssen diese Problematiken erkannt werden und das Bewusstsein dafür bei Individuen und in der Gesellschaft geschärft werden. Denn solange der Zusammenhang des eigenen Handelns und dessen Folgen nicht in den Köpfen angekommen ist, werden sich die Handlungsweisen auch nicht verändern.

Unter Wertewandel kann laut Nalau & Hadmer eine fundamentale Veränderung, die Werte und Routineverhalten hinterfragt und herausfordert verstanden werden. Dabei werden darüber hinaus die vormaligen Perspektiven verändert und Entscheidungen sowie Entwicklungspfade rationaler gemacht (Nalau/Hadmer 2015 zitiert nach Brand/Wissen 2017:29). Inglehart (1979) spricht von einer stillen Revolution, welche sich durch einen „tiefgreifenden, aber relativ lautlosen Wandel der Werteorientierungen“ vollzieht, den er „als Teil eines umfassenden Kulturwandels“ begreift (Hepp 1994:13). Der Duden definiert Wertewandel, als die „Veränderung von Werten, Wertsystemen oder Wertorientierungen auf Grund von Veränderungen der Lebensverhältnisse, der Ausweitung des Wissens, dem Wandel von Weltanschauungen, Ideologien o.ä.“ (Dudenredaktion o.J.). Scobel (1995:13) und Kuß & Tomascak (2000:40) sprechen von einer Veränderung beziehungsweise Verschiebung der Bedeutung von Wert(-haltungen) von Menschen im Zeitablauf.

Die Vorstellungen davon, was Werte sind und was unter einem Wertewandel verstanden wird, gehen weit auseinander. Ein Wandel von Wertvorstellungen kann beispielsweise auch durch neue Trends kommen, welche als Vorbildfunktion fungieren und dadurch einen Veränderungsprozess in Gang setzen. Wenn etwas besonders hip ist, wird es von Menschen nachgeahmt, nicht unbedingt weil sie in ihrem alten beziehungsweise bisherigen Handeln ein Problem sehen, sondern weil sie dem neuen Trend folgen wollen. Ein Beispiel hierfür wäre der Trend des Veganismus. Durch die Präsenz veganer Lebensstile in den sozialen Medien, kann davon ausgegangen werden, dass das Konzept des Veganismus durchaus auch Menschen erreicht, welche in ihrem Alltag ansonsten eher nicht damit in Kontakt gekommen wären. Der Vorbildcharakter von Blogger*innen, Influencer*innen und Stars könnte also beispielsweise als ein Auslöser für ein Umdenken in Richtung eines ressourcenschonenderen Lebensstils sein. Über soziale Medien können (Nischen-)Trends für eine breite Masse zugänglich gemacht werden und dadurch in viele Köpfe gelangen und sich im besten Fall sogar ausbreiten.

Die bestehenden globalen sozialen und ökologischen Ungerechtigkeiten sollten Anlass genug geben, bestehende Lebensweisen und deren zugrunde liegende Werte zu hinterfragen und diese zu verändern. Es ist davon auszugehen, dass Problematiken wie beispielsweise der

Klimawandel oder die existierende Armut in Ländern des Globalen Südens einem Großteil der Weltbevölkerung bewusst sind: sei es durch die Medienberichterstattung über die Fridays-for-Future-Bewegung, Aufrufe von Hilfsorganisationen im öffentlichen Raum oder einer tiefergehenden Auseinandersetzung mit den Problematiken. Weitergehend ist anzunehmen, dass die Information über global extrem ungleich verteilte Inanspruchnahme von Ressourcen, daraus entstehendem Reichtum für eine kleine Gruppe und die damit zusammenhängende Ausbeutung von Menschen und Natur, durchaus in den Köpfen vieler Menschen präsent ist. Das Wissen, welches einen Wertewandel hin zu einer sozialeren und ökologischeren Lebensweise anstoßen sollte, ist also vorhanden. Warum also fehlt von der so dringend benötigten Veränderung verbreiteter Denkweisen trotzdem noch jede Spur? Ein besonders großer Widerspruch in diesem Zusammenhang herrscht durch die Tatsache eines vorhandenen Problembewusstseins innerhalb einer „gebildete Oberschicht“, bei einem gleichzeitig extrem verschwenderischen Lebensstil, der sich insbesondere durch den extremen Ressourcenverbrauch kennzeichnet (vgl. Kopp et al. 2017:9). Besonders dieser Widerspruch lässt die Frage aufkommen, wieso sich trotz des Wissens über Auswirkungen von Handlungen beziehungsweise existierenden Alternativen nichts ändert.

Eine Erklärung dafür liefern die tief verankerten Werte, die einer imperialen Lebensweise zugrunde liegen, diese scheinen so tief in uns verankert zu sein, dass die Informationen zu Missständen allein nicht ausreichen, um ein Infragestellen von Denk- und Lebensweisen zu bewirken und eine Veränderung dieser in Gang zu setzen. Außerdem werden die negativen Folgen der imperialen Produktions- und Lebensweise externalisiert und sind daher in den Ländern des Globalen Nordens (im Alltag) nur kaum beziehungsweise nicht spür- und sichtbar. Kann eine intensivere, persönlich erlebte Auseinandersetzung mit bestehenden Missständen hier mehr bewirken?

Da ohne einen Wandel der vorherrschenden, ausbeuterischen Lebens- und Denkweisen und deren zugrunde liegenden Werte keine sozial-ökologische Transformation umsetzbar zu sein scheint, möchte ich hier Überlegungen anstellen, inwiefern die Nutzung von Formen der Weitergabe eine Möglichkeit darstellen kann, dieses Umdenken in Gang zu setzen. Das erwünschte Ziel ist ein gesamtgesellschaftlicher Wandel von einer konsumorientierten Wegwerfgesellschaft zu einer genügsamen Reparaturgesellschaft, von Konsument*innen zu Prosument*innen, von einer imperialen zu einer solidarischen, sozial und ökologisch verträglicheren Lebensweise.

Da Individuen durch die Nutzung von Formen der Weitergabe die Möglichkeit erhalten Missstände praktisch zu erfahren und dadurch im selben Moment eine alternative Herangehensweise vorgeschlagen wird, gehe ich davon aus, dass dadurch eine intensivere Auseinandersetzung mit den bestehenden Problematiken stattfinden kann, welche wiederum einen Wertewandel beziehungsweise eine Veränderung von Denkweisen zur Folge haben kann.

Zum Beispiel spart der weitergegebene Pullover, dahingehend Ressourcen, indem kein neuer produziert werden muss. Allerdings gehe ich davon aus, dass mit der Entscheidung den Pullover weiterzugeben anstatt ihn wegzuerwerfen, zusätzlich ein Umdenken stattfindet, welches als aufrüttelnd und gedankenanstößend wahrgenommen werden kann. Der vermutete Wertewandel beziehungsweise die Veränderung von Denkweisen könnte durch die Abkehr von Praktiken des verschwenderischen Konsumverhaltens zu nachhaltigeren Lebensstilen führen und im Zuge dessen bestehende, der imperialen Lebensweise zu Grunde liegende, Konzepte in Frage stellen.

Im Folgenden sollen daher also Überlegungen angestellt werden, wie durch die persönliche Praxis der Nutzung von Formen der Weitergabe, tief verankerte Logiken und Denkweisen in verschiedenen Lebensbereichen aufgebrochen werden können. Um meine Überlegungen theoretisch zu kontextualisieren, werden die Konzepte von Harald Welzer zu mentalen Infrastrukturen und jene von Hartmut Rosa zu Resonanz herangezogen.

Da meiner Meinung nach, die persönliche Praxis der Nutzung von Formen der Weitergabe ein wichtiger Bewegungsimpuls für ein Umdenken in vielen Bereichen sein könnte, erscheint es mir im Rahmen dieser Arbeit relevant, Überlegungen dahingehend anzustellen. In meiner Argumentation werde ich mich auf Aussagen von Einzelpersonen und eigene persönliche Erfahrungen beziehen, daher wird keinerlei Anspruch auf Generalisierbarkeit erhoben. Ob es diesen Impuls gibt weiß ich nicht, ich gehe aber auf Grund eigener Erfahrungen und von Menschen in meinem Umfeld davon aus.

4.2.1. Verwobenheit von Denk- und Handlungsweisen

Die imperiale Lebensweise ist nicht nur in unser Konsumverhalten eingeschrieben, die ihr zu Grunde liegende Steuerungslogik manifestiert sich auch in sämtlichen anderen Lebensbereichen. Nicht nur die strukturellen Gegebenheiten setzen den Fokus in den meisten Bereichen auf (wirtschaftliches) Wachstum, auch in individuellen Denkweisen ist die Wachstumslogik tief verankert. Dies macht einen Umbau der Gesellschaft beziehungsweise eine sozial-ökologische Transformation so schwierig. Die Überlegungen zur Verwobenheit von Denken und Handeln in Bezug auf die Wachstumslogik scheinen in der Wachstumsdebatte bisher jedoch

völlig zu fehlen, wenn sich allerdings etwas ändern soll scheint eine tiefergehende Auseinandersetzung damit unumgänglich. Sozial-ökologische Transformation heißt also nicht nur Veränderung der äußeren Bedingungen, sondern auch eine Veränderung der tief eingeschriebenen Denkweisen, die unser Handeln bestimmen.

Die Wachstumslogik und deren Omnipräsenz lasse sich laut Welzer (2011:11) heute kaum mehr wegdenken, obwohl diese nur auf eine kurze Vergangenheit zurückschauen. Besonders veranschaulicht wird dies am Beispiel der Automobilität: Zebrastreifen, Ampeln oder Parkuren scheinen für uns ganz normal und gehören einfach dazu, dabei handelt es sich um Strukturen, die nicht einmal hundert Jahre Bestand haben. Trotz der kurzen Zeit des Bestehens des Automobilismus wird unsere Bewegung im Alltag um diese bestehenden Strukturen geplant beziehungsweise danach ausgerichtet, so orientieren sich Verkehrs-, Siedlungs- und Konsumstrukturen um das Auto herum (vgl. Welzer 2011:35).

In Bezug auf Wirtschaftswachstum setzte die Sozialdemokratie der Nachkriegszeit dieses als Befriedungsinstrument zur Entschärfung sozialer Ungleichheit ein, heute setzen demokratische Parteien auf Wachstum als einzige Strategie zur Aufrechterhaltung eines wirtschaftlich wie sozial fragilen Status Quo. Da Wachstum als die einzige Strategie erscheine, hätten es alle anderen Konzepte sehr schwer, da jegliche Entkoppelungsversuche von Wirtschaft und Wachstum einen Widerspruch zur kapitalistischen Wirtschaftslogik darstellten. Alternativen stellen also nicht nur die bestehende Wirtschaftslogik in Frage, sondern diverse andere Bereiche eines Gesellschaftsmodells, welches sich in der Vergangenheit als (vermeintlich) sehr erfolgreich erwiesen hat.

Eine Abkehr dieser erfolgreichen Logik durch „echte“ Alternativen könnte dahingehend aufgefasst werden, alles Gewesene zu hinterfragen, dies kann als ein Erklärungsgrund für das Festhalten an „altbewährten“ Prinzipien gesehen werden. Existierende Scheinlösungen, wie beispielsweise grünes oder nachhaltiges Wachstum, bewegen sich innerhalb der bestehenden Logik und sind daher nicht als tatsächlicher Wandel zu verstehen (vgl. Welzer 2011:11).

Bedeutet das also, dass Veränderung nicht stattfindet, da Individuen Angst haben eine andere Denkweise zuzulassen? Wenn diese Denkweise in der Vergangenheit doch lange gut funktioniert hat, würde eine Veränderung dann alles Vergangene in Frage stellen und daher abwerten? Hält diese bestehende Angst vor neuen Konzepten und Logiken eine sozial-ökologische Transformation auf?

Vor dem Hintergrund der Unverhältnismäßigkeit der bestehenden Vormachtstellung der Wirtschaftslogik und ihrer, kurzen zeitlichen Existenz, geht Welzer (2011:12) davon aus, dass neben ökonomischen und politischen Begründungen für den Wachstumszwang auch auf der psychischen Ebene nach Begründungen zu suchen sei. Die in der Nachkriegszeit entstanden und verbreitete Kopplung von sozialem Frieden an kontinuierliches Wirtschaftswachstum könnte einen weiteren Grund darstellen, dass der Wachstumsglaube so tief in unserem Denken verankert ist und als Leitbild dient (vgl. Welzer 2011:13f).

In vorliegender Arbeit geht es um die Auseinandersetzung damit, der imperialen Lebensweise zu Grunde liegenden Produktions- und Konsummuster durch alternative Möglichkeiten zu verändern. Aber wer oder was muss sich verändern? Die Gesellschaft oder die Individuen? Kann dies überhaupt getrennt voneinander betrachtet werden?

Elias (1996) richtet den Fokus in seiner Zivilisationstheorie darauf, inwiefern sich gesellschaftliche Strukturen in Wechselwirkungen mit Persönlichkeitsstrukturen verändern, die Strukturen der menschlichen Psyche und die Strukturen der menschlichen Gesellschaft seien, seiner Auffassung nach, Komplementäerscheinungen, er spricht von einer Parallelität von Psycho- und Soziogenese. Demnach prägen die Praktiken und Normen einer jeweiligen Gesellschaftsformation auch die Innenwelten ihrer Mitglieder. In einer kapitalistischen Gesellschaft gibt es demnach einen „ökonomischen Menschen“ und diesem sind gewisse Ideale und Vorstellungen zugeordnet. Der Gedanke etwas aus sich machen zu müssen, stellt beispielsweise ein solches, von gesellschaftlichen Erwartungen geprägtes Ideal dar. Elias (1996b) unterscheidet in einem dreistufigen Modell des sozialen Wandels eine funktionale oder strukturelle Ebene, welche sich auf das Ausmaß gesellschaftlicher Interdependenzen bezieht, eine institutionelle Ebene, welcher Staaten und Organisationen zuzuordnen sind und eine habituelle Ebene. Die habituelle Ebene beinhaltet verbreitete Wir-Vorstellungen und Gewissensbildungsprozesse der Mitglieder einer Gesellschaft. Diese unterschiedlichen Ebenen sind voneinander abhängig, sozialer Wandel muss jedoch nicht auf allen drei Ebenen synchron sein. (vgl. Elias 1997 a&b zitiert nach Sommer/Welzer 2014:103).

Versorgungsstrukturen westlicher Wohlstandsgesellschaften zeichnen sich durch eine hohe Abhängigkeit von Fremdversorgung ab, ein Beispiel hierfür stellt die Lebensmittelversorgung dar, welche hauptsächlich über Supermärkte funktioniert. Die verbreiteten Wir-Vorstellungen beinhalten eine starke Konsumorientierung und richten sich nach der Wachstumslogik.

Solange globale Güterketten weiter bestehen und beispielsweise Flugverkehr durch staatliche Subventionen gefördert, beziehungsweise nicht durch eine faire Besteuerung von Kerosin

reguliert und eingeschränkt werden, scheint eine strukturelle Veränderung nicht in Sicht. Solange durch Bildung und Werbung weiterhin suggeriert wird, dass Wohlstand über Konsum und materiellen Besitz definiert wird und beruflicher Erfolg mit hohem Verdienst gleichgesetzt wird, scheint sich ebenso auf der habituellen Ebene nichts zu ändern. Darüber hinaus ist auch eine Veränderung von individuellen Lebensstilen unwahrscheinlich, wenn sich die vorherrschende Vorstellung von Konsum auf individueller Ebene (auf Grund struktureller Begebenheiten), eine kurze Nutzung von Gegenständen und eine damit einhergehende Wegwerfmentalität bedingen.

In Anbetracht des Modells von Elias (1996) können Lebensweisen sowohl auf einer strukturellen, als auch auf einer institutionellen und einer habituellen Ebene ressourcenschonender gestaltet werden. Durch Formen der Weitergabe können beispielsweise Strukturen für eine ressourcenschonendere Lebensweise geschaffen werden. Da einzelne Bereiche, wie bereits zu Beginn vorliegender Arbeit erwähnt, in Kapitel 2.4., jedoch extrem verwoben sind und sich gegenseitig beeinflussen, erscheint mir eine erfolgreiche sozial-ökologische Transformation nur dann möglich, wenn Veränderungen auf allen, nach Elias differenzierten Ebenen, stattfinden. Denn eine Umstellung auf der habituellen Ebene (z.B. durch die Nutzung von Formen der Weitergabe) hin zu einer ressourcenschonenderen Lebensweise gerät auf Grund struktureller Gegebenheiten schnell an ihre Grenzen: fliegen ist viel günstiger als Zugfahren und Lebensmittel bekommt man am Einfachsten und günstigsten im Supermarkt. Die bestehenden Strukturen unterstützen eine imperiale und nicht eine solidarische und ressourcenschonende Lebensweise. Die Ebenen einzeln zu betrachten, stellt sich auf Grund des hohen Verwobenheitsgrades als schwierig dar.

Welzer (2011:12) versteht die Verwobenheit von Denk- und Handlungsmuster als *mentale Infrastrukturen*, welche er für eine gewisse Pfadabhängigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung verantwortlich macht. Lebenswelten seien nicht nur durch materielle und institutionelle Infrastrukturen bestimmt, sondern eben auch durch mentale Infrastrukturen. Während die institutionellen Infrastrukturen das Wachstum regulieren, manifestieren es die materiellen und die mentalen übersetzen es in die lebensweltliche Praxis. Die mentalen Infrastrukturen statten die Bewohner der Wachstumsgesellschaften mit den dazugehörigen Selbstkonzepten und Biographien aus und seien eng mit Alltagspraxen, Emotionen, Wahrnehmungs- und Deutungsmuster und Selbstbildern verknüpft (vgl. Welzer 2011:14).

Infolgedessen beinhaltet eine sozial-ökologische Transformation nicht nur die Formierung der äußeren Bedingungen menschlicher Existenz, sondern auch die psychische Struktur der

Menschen. Nicht nur die kapitalistische Wirtschaftsordnung gelte es demnach zu verändern, sondern auch die, dieser zugrundeliegenden Wahrnehmungs- und Deutungsweisen und verbreiteten Selbstbildern. Transformation beginne daher bei einer Veränderung der tief in der Psyche verankerten, Werte der Individuen, welche sich teils unbewusst in Praktiken, Gewohnheiten und Wahrnehmungsmustern manifestieren. Persönlichkeitsstrukturen und gesellschaftliche Strukturen und deren Veränderung müssen zusammengedacht werden (vgl. Sommer/Welzer 2017:104ff).

Wenn durch mentale Infrastrukturen eine Art Übersetzung der Wachstumslogik in Alltagspraktiken stattfindet und daraus Selbstkonzepte und Biographien entstehen, welche idealtypisch für eine Gesellschaft sind, können dann durch eine Veränderung der Alltagspraktiken auch die mentalen Infrastrukturen verändert werden? Statt bei der Denkweise anzusetzen, welche zu Alltagspraktiken führt, könnten Alltagspraktiken direkt verändert werden und sich als Folge dessen auch die Denkweisen ändern. Ausgehend davon sollen Überlegungen dazu angestellt werden, inwiefern persönliche Praktiken, in diesem Fall die Nutzung von Formen der Weitergabe, Einfluss auf die Veränderung grundlegender Denkmuster haben können.

4.2.2. Einfluss der persönlichen Praxis auf die Veränderung von Denkweisen

Da die imperiale Lebensweise, die gelebten Praktiken von Individuen beinhaltet und wie vorangehend aufgezeigt wurde, die Art und Weise, wie wir wohnen, reisen, konsumieren, essen und uns fortbewegen Einfluss auf unsere Umwelt beziehungsweise den Ressourcenverbrauch individueller Lebensweisen hat, erscheint es mir sinnvoll, genau dort anzusetzen, wenn es um die Frage geht, inwiefern Lebensstile ressourcenschonender gestaltet werden können.

Formen der Weitergabe sind in den meisten Fällen relativ leicht zugänglich und geben Individuen im Alltag die Chance, Gegenstände weiterzugeben oder weiter zu nutzen, anstatt sie zu entsorgen. Ein Gegenstand wird durch Formen der Weitergabe also länger im Umlauf gehalten, dies hat nicht nur Effekte auf Ressourcenverbräuche (siehe Kapitel 4.1.), sondern kann zusätzlich auch neue Logiken für Nutzer*innen „greifbar“ machen. Die Weitergabe stellt in vielen Fällen einen Bruch mit der vorherrschenden Konsumlogik dar. Denn der „klassische“ Lebensweg eines Gegenstands folgt dieser Logik: sobald der Nutzen beziehungsweise der Wert des Gegenstands für den/die Besitzer*in nicht mehr vorhanden ist, wird der Besitz aufgegeben und der Gegenstand entsorgt. Die Weitergabe ist in dieser Logik im Normalfall kein Bestandteil des „Lebenswegs“ eines Gegenstands, dessen Lebenszeit meist recht kurz ausfällt: nach dem Kauf folgt eine (meist recht kurze) Nutzungsphase und dann wird der Gegenstand weggeworfen.

Sobald ich mich als Individuum also entscheide eine Form der Weitergabe zu nutzen, entscheide ich mich im Grunde (häufig zu Beginn unbewusst) auch gegen die Logik einer Wegwerfkultur. Die Nutzung von Formen der Weitergabe kann also als erster Schritt in Richtung eines Umdenkens aufgefasst werden.

Die Dominanz der Wachstumslogik in unseren Denkweisen schwingt in sämtlichen Entscheidungen mit. Sie wohnt Alltagspraktiken inne und wird durch Entscheidungen in allen Lebensbereichen verfestigt: fahre ich Fahrrad, Bahn, Auto oder fliege ich? Kaufe ich regionale, saisonale und biologische Lebensmittel oder kaufe ich Lebensmittel im Supermarkt und achte nicht auf deren Herkunft? Wie ernähre ich mich?

Harald Welzer beschreibt mentale Infrastrukturen als eine „massiv so-seiende Welt, in die man hineingeboren wird und deren Geschichte über sich selbst man pausenlos mit seiner eigenen Biographie, seinen Werten, seinen Konsumententscheidungen, seiner Karriere weitererzählt (vgl. Welzer 2011:32). Die Realitäten oder Selbstbilder einer Lebensweise seien demnach also keine freien Entscheidungen, sondern eher eine gegebene Umgebung, nach deren Regeln und Gewohnheiten man agiert und Lebensstile danach ausrichtet.

Eine Abkehr von bestehenden Selbstbildern und daraus resultierenden Handlungsmustern beziehungsweise Lebensweisen scheint trotz der gegebenen Dringlichkeit nach Veränderung eine große Herausforderung darzustellen. Wenn jedoch die, innerhalb westlicher Wohlstandsgesellschaften, weit verbreitete Geschichte der mentalen Infrastrukturen durch die eigenen Biographie, Werte, Karriere und Konsumententscheidungen weitererzählt wird, dann könnte ja auch davon ausgegangen werden, dass durch eine Unterbrechung, beziehungsweise eine Veränderung der Art, die Geschichte zu erzählen, die bestehende mentale Infrastrukturen verändert werden können. Die Nutzung von Formen der Weitergabe soll in diesem Fall als eine Möglichkeit, die Geschichte auf eine alternative Art und Weise zu erzählen, betrachtet werden.

Können Formen der Weitergabe tatsächlich das Potenzial haben die Art wie die Geschichte erzählt wird, zu verändern?

Vorstellungen zu Besitz und Eigentum sind fester Bestandteil vorherrschender Wertvorstellungen, tief in unseren Denk- und Handlungsweisen verankert und ausschlaggebend für die Gestaltung von Alltagspraktiken. Hinter vielen Formen der Weitergabe stehen Ideen, die denen der kapitalistischen Logik widersprechen, Leihläden brechen beispielsweise das Konzept des Privateigentums komplett auf (vgl. Heiny 2016:115). Wenn also Konzepte wie Eigentum und Besitz durch Praktiken des Tauschens, Teilens, Schenkens oder Weitergebens hinterfragt

werden und Entscheidungen gegen einen Neukauf daraus resultieren, dann werden einer konsumorientierten Lebensweise alternative Praktiken gegenübergestellt. Dies kann eine grundlegende Veränderung von Denkweisen und Logiken zur Folge haben.

Besonders offensichtlich ist der Bruch mit der kapitalistischen Logik bei geldfreien Formen der Weitergabe. Durch die Nutzung von Formen der Weitergabe wird „diese andere Logik“ erlebbar gemacht: bei einem Besuch eines Verschenkladens muss nicht bezahlt werden, dies kann als befremdlich wahrgenommen werden, da der Schritt des Bezahlers einen festen Bestandteil eines „Einkaufserlebnisses“ darstellt. In einer Welt, in der alles einen monetären Wert hat, ist es sehr ungewohnt, nichts für etwas zu bezahlen. Die vorherrschende Logik lässt schließen, dass Dinge einen geringeren Wert haben, wenn ihnen kein monetärer Wert zugeschrieben wird. Aber ändert es etwas an der Art der Nutzung, ob für einen Gegenstand bezahlt wurde oder nicht? Haben wir verlernt die Nutzung eines Gegenstands von einem monetären Wert entkoppelt zu sehen? Müssen wir das ganz neu lernen, beispielsweise eben durch Projekte wie Verschenkläden?

Der Aspekt Geld spielt in fast allen Lebensbereichen eine große Rolle. Dingen, Erlebnissen, etc. wird durch Geld ein Wert zugeschrieben. Bei einem Besuch im Verschenkladen fällt dieser Aspekt komplett weg. Heutzutage scheinen Dinge, die nichts kosten, nichts wert zu sein, da der Wert beziehungsweise die Wertigkeit von Dingen wird hauptsächlich über den Geldwert definiert wird. Von klein auf lernen wir, dass Dinge Geld kosten, dies ist ein tief verankerter Bestandteil der imperialen Lebensweise. Kann diese Logik jedoch aufgehoben werden?

Wenn der Geldwert plötzlich nicht mehr im Mittelpunkt steht, wird ein anderer Denkmechanismus in Gang gesetzt: statt den Preis im Vergleich zum Nutzen eines Gegenstands abzuwägen, steht bei einem Gegenstand, der gratis verfügbar ist, nur der Nutzen im Vordergrund. Und ist es nicht das, worum es geht? Was nutzt mir ein Gegenstand? Denn wenn ich keinen Nutzen daran habe, dann brauche ich ihn auch nicht, oder?

Wenn der Wert von Dingen nicht am Geldwert festgemacht wird, wird dann anders über Konsum gedacht? Geht mit der Praxis des Weitergebens, Teilens, Schenkens, Tauschens eine Umstellung zu Konsum generell einher?

Durch die Nutzung von Formen der Weitergabe kann ein konkretes „Erleben“ anderer Handlungsweisen und deren zugrundeliegenden alternativen Logiken auf eine teilnehmende, ja vielleicht fast spielerische Art und Weise stattfinden.

Die andere Logik muss für die Nutzer*innen nicht unbedingt bewusst wahrgenommen werden, eher im Gegenteil: ich gehe davon aus, dass ein subtiles Mitschwingen einer anderen Logik, einen positiveren Effekt auf Nutzer*innen haben kann, als eine direkte konfrontierende Auseinandersetzung. Wie zu Beginn von Kapitel 4.2. bereits erwähnt, sollten bestehende soziale und ökologische Problematiken weitestgehend bekannt sein. Dies führt jedoch nicht zwangsläufig zu einer Änderung an problematischen Handlungsweisen. Werden direkte Schuldzuweisungen im Sinne von „du bist Schuld an...“, weil du...“ in den Raum gestellt, neigen Individuen, meiner persönlichen Erfahrung nach, eher dazu sich zu verschließen, vielleicht sogar gerade dann, wenn sie sich problematischer Konzepte beziehungsweise deren Folgen bewusst sind.

Ein konkretes Erleben kann jedoch eine weniger angsteinflößende und provozierende Art des Kontakts mit anderen Logiken darstellen. So werden auf spielerische Weise alternative Denkweisen erlebbar gemacht und können dadurch tiefergehend wirksam sein. Durch die Nutzung von Formen der Weitergabe könnten also kleine Inseln des konkreten Erlebens alternativer Handlungsweisen geschaffen werden.

Diese anderen vorgelebten Praktiken, welche mit der bestehenden Logik brechen beziehungsweise gängige Konsum- und Handlungsweisen in Frage stellen, könnten sich positiv auf andere Lebensbereiche der Nutzer*innen auswirken. Wenn durch die Nutzung von Formen der Weitergabe anderer Logiken konkret erlebbar gemacht werden, könnte dies das Potenzial haben, bestehende Denklagen zu verändern. Formen der Weitergabe könnten hierbei als neue Infrastrukturen mit Vorbildfunktion fungieren. Gegebenenfalls könnte durch die Nutzung von Formen der Weitergabe initiiert, ein tiefgreifender Wandel von Denkmustern und Selbstbildern in Gang gesetzt werden.

Neue mentale und strukturelle Infrastrukturen könnten durch Formen der Weitergabe geschaffen werden: von kapitalistischer Logik befreite Orte, die eine andere Art des Konsums ermöglichen Kontakt mit einer neuen Logik, welche durch das Erleben der Form der Weitergabe in die Köpfe der Nutzer*innen gelangt und somit die Geschichte umschreiben kann.

4.2.3. Erlebte Praxis

Wenn die Nutzung von Formen der Weitergabe Inseln des konkreten Erlebens schaffen, durch welche andere Logiken erlebbar gemacht werden, kann der physische Aspekt dieses Erlebens noch weiter intensivieren. Denn indem ich etwas physisch erlebe beziehungsweise mich körperlich betätige und die Auswirkungen meiner Handlung dadurch körperlich spüren kann, wird mein Denken auf eine andere Art und Weise angeregt beziehungsweise davon beeinflusst.

Wie bereits mehrfach erwähnt, sind uns viele Problematiken und Folgen unserer Handlungen in unserem Alltag durchaus bewusst. Allerdings ist es ein Unterschied Statistiken zu Lebensmittelverschwendung zu lesen und entsetzt darüber zu sein, wie viele genießbare Nahrungsmittel einfach im Müll landen, als mit eigenen Augen zu sehen, wieviel es tatsächlich ist. Die Lebensmittel einzusammeln, sie (schwer) zu tragen und sich danach Gedanken zu machen, wie diese Mengen weitergegeben und/oder weiterverwertet werden können, hinterlässt ein anderes Bild im Kopf als eine Statistik. Aus eigener Erfahrung und der diverser Foodsaver*innen und Freund*innen, die zum ersten Mal bei Abholungen dabei waren, scheint diese körperliche Erfahrung, das tatsächliche „Erleben“ der tagtäglich stattfindenden Verschwendung, eine andere Wahrnehmung der Problematik zu bewirken und scheint häufig ein Bild zu hinterlassen. Bei jedem darauffolgenden Lebensmitteleinkauf kommen diese Bilder wieder in den Kopf, gefolgt von Gedanken wie beispielsweise: „Es ist 10 vor 8 und die Obst- und Gemüseabteilung und die Backwarenabteilung hat noch fast das komplette Sortiment im Angebot. Was passiert danach mit den Lebensmitteln?“; „verbrauche ich tatsächlich alle diese Dinge oder brauche ich vielleicht doch nicht ganz so viel davon?“.

Die Unmengen an Obst und Gemüse, die über Foodsharing vor dem Müll gerettet werden, sind oft bereits sehr reif und müssen direkt verarbeitet werden. Einkochen ist eine altbewährte Möglichkeit Lebensmittel direkt zu verarbeiten und haltbar zu machen. Die Auseinandersetzung mit Techniken der Verwertung und Aufbewahrung kann zum einen sehr erfüllend sein, zum anderen das Interesse für Lebensmittelverarbeitungstechniken wecken.

Durch die regelmäßige Nutzung von Foodsharing wird Nutzer*innen die Fülle und der Überfluss sehr deutlich bewusst. Die eigene Einschätzung zu Lebensmitteln und deren Genießbarkeit (bzw. Haltbarkeit) kann sich fernab von Mindesthaltbarkeitsdaten entwickeln, indem einfach geschmeckt wird. Die „Ausbeute“ von Foodsharing-Abholungen kann immer verschieden sein. Kaufentscheidungen fallen weg, was durchaus erleichternd sein kann. „Ich esse eben, was es gibt“ kann Nahrung einen anderen Stellenwert zurückgeben: denn es ist eben einfach nicht natürlich, dass jederzeit immer alles verfügbar ist. In unserem Alltag führt diese permanente Verfügbarkeit dazu, dass auch wenn wir wissen, dass etwa Erdbeeren eigentlich nur kurze Zeit im Sommer Saison haben auch im Winter gekauft werden.

Foodsharing macht den Überfluss, den verschwenderischen und lieblosen Umgang mit Lebensmitteln greifbar, physisch spürbar und schockiert im ersten Moment hauptsächlich. Gleichzeitig kann es den Effekt haben, dass die Nutzer*innen den Wert von Lebensmitteln durch das Erleben der stattfindenden Verschwendung neu einschätzen. Der Bezug zu

Lebensmitteln, welcher durch die Lebensmittelindustrie genommen wurde, wird wiederhergestellt.

Außerdem kann Foodsharing zusätzlich positive Effekte auf der persönlichen Ebene mit sich bringen: das Entscheiden zwischen allen nur denkbaren Angeboten im Lebensmittelsortiment von Supermärkten bleibt einem durch die Nutzung von Foodsharing erspart. Es gibt eben, was es gibt. Dadurch ist allerdings auch mehr Kreativität in der Zubereitung gefragt. Im hektischen Alltag wird häufig dasselbe eingekauft und gekocht, dagegen spricht im Grunde nichts. Jede*r soll kochen und essen was sie oder er gerne mag. Wenn ich mir persönlich Zeit nehme, etwas Besonderes zu kochen (und das bedeutet eigentlich nur etwas anderes als sonst) habe ich regelmäßige Aha-Effekte, ich habe Spaß daran und es ist eine schöne Beschäftigung. Durch Foodsharing und die Vielfalt und Ungewissheit des Angebots bei einzelnen Abholungen muss der Kopf angestrengt werden, was bei den alltäglichen Standardgerichten nicht passiert, da die Vorgänge fast schon automatisiert scheinen.

Jakob Schneider schreibt in seiner Abschlussarbeit, die im Rahmen eines Forschungsseminars entstanden ist über seinen Selbstversuch und sein Hobby Foodsharing. Er (ebd.) beschreibt dabei einzelne für ihn als intensiv erlebte Aspekte des Lebensmittelrettens. Das Gefühl Lebensmittel zu retten, welche sonst auf dem Müll gelandet wären, empfindet er als erfüllende Tätigkeit. Für ihn stellt die Geldersparnis nicht den Hauptgrund für sein Engagement bei Foodsharing dar, er sieht es eher als einen (weiteren) positiven Nebeneffekt. Schneider beschreibt das „Testen“ der Genießbarkeit der geretteten Lebensmittel als einen physischen Aspekt. Lebensmittel mit angelaufenem Mindesthaltbarkeitsdatum müssen nicht unbedingt ungenießbar sein, nur weil das Datum überschritten ist. Indem man selbst schmeckt und sich dabei auf die eigenen Sinne verlässt, wird selbst Verantwortung übernommen (vgl. Schneider 2018:10ff). Dies kann einen Rückgewinn der, von Supermärkten durch Angaben zu Mindesthaltbarkeitsdaten genommenen Autonomie bedeuten.

Etwas selbst zu retten, zu zubereiten und dann zu schmecken, dass alles mit den eigenen Händen und Sinnen erleben, erzeugt eine Nähe zu den Lebensmitteln und der daraus entstandenen Speise, die der „normale Vorgang“ des Einkaufens im Supermarkt nicht zulässt. Durch die physische Anteilnahme: den Überfluss sehen, das Tragen, das Schmecken, kann die Information „immense Lebensmittelverschwendung“ auf eine ganz andere Art im Bewusstsein der Nutzer*innen ankommen, als eine Statistik oder einen Artikel zu lesen.

4.2.4. Wirksamkeit auf der individuellen Ebene: bin ich wirksam in meinem Handeln?

Ob die Umstellungen von Lebensstilen und Konsummustern von Einzelpersonen einen Unterschied machen, wird oft bezweifelt: „wenn ich meine Kleidung nur noch aus Verschenk- oder Secondhandläden, von Tauschpartys oder von meiner Schwester bekomme, dann kauft sich mein Nachbar vielleicht trotzdem jede Woche zwei neue Shirts bei H&M...“; „wenn ich Lebensmittel über Foodsharing rette, fleißig einkoche und versuche alles zu verbrauchen, um so wenig wie möglich zu verschwenden, dann landet das Steak meiner Nachbarin trotzdem in der Tonne, weil das Verbrauchsdatum überschritten ist, das Steak aber immer noch genießbar wäre...“; „Während ich mit Zug nach Frankreich zum Campingurlaub fahre, machen andere die dritte Fernreise dieses Jahr und fliegen mal eben übers Wochenende nach Italien...“. Überlegungen wie diese kommen den meisten vermutlich bekannt vor beziehungsweise wurden auf die eine oder andere Weise schon einmal gedacht. Wenn nur einige Wenige ihre Verhaltensweisen ändern, ändert sich dann überhaupt etwas bezogen aufs große Ganze? Können wir als Individuen überhaupt „etwas bewirken“?

Wirksamkeit auf der Diskursebene kann bedeuten, dass Individuen aufgerüttelt werden und dadurch Problematiken anders wahrnehmen, zum Nachdenken angeregt werden und Gegebenes hinterfragen. Wirksamkeit auf individueller Ebene kann bedeuten, dass wir uns selbst als Individuen durch unser Handeln beziehungsweise die Umstellung unseres Handelns wirksam fühlen. Hierbei spielt es keine entscheidende Rolle, ob die Frage nach dem Unterschied, den unser Handeln macht, mit Zahlen beantwortet wird, die das „beweisen“. Wenn individuelles Handeln als wirksam empfunden wird, dann ist es auf einer persönlichen Ebene wirksam. Nutzer*innen von Formen der Weitergabe können daher als Pionier*innen des Wandels verstanden werden, da sie Vorbilder für eine solidarischere und suffizientere Gestaltung der Gesellschaft sein können.

4.2.5. Entfremdung entgegenwirken: Gutes Leben durch mehr Resonanz in Alltagspraktiken

Zu Beginn dieser Arbeit wurde auf die im Alltag stattfindende Entfremdung innerhalb der bestehenden Strukturen hingewiesen. Der Soziologe Hartmut Rosa macht die, der Gesellschaft innewohnende Steigerungslogik und den damit verbundenen Optimierungszwang (in Beruf und Privatem) für die Entfremdung von Individuen zu sich selbst und ihrer Umwelt verantwortlich. Die Zunahme an Burnouterkrankungen zeigt, dass immer mehr Menschen unter dieser Logik leiden. Die Art und Weise, wie wir in die Welt gestellt sind und mit ihr in Beziehung treten und sie erfahren, wird durch die Steigerungslogik bestimmt. Dies führe zu stummen

Weltbeziehungen, Kern des Problems stelle hierbei das Fehlen von Resonanz dar. Resonanz könne als eine Form der gelingenden Beziehung zur Welt, eine Art sich in der Welt zu spüren, mit ihr in Verbindung zu stehen und sich diese zu eigen machen, verstanden werden. Der Gegenpart zu Resonanz sei Entfremdung, eine Beziehung der (inneren) Beziehungslosigkeit (vgl. Rosa 2014:63).

Niko Paech (2014:45) sieht den Verlust der Selbstwirksamkeit als Konsequenz überladener Lebensstile. In einer Welt der ständigen Verfügbarkeit und der unendlichen Konsumoptionen, fehlt der Bezug zu Dingen und deren Herkunft, da es ausreicht in den Supermarkt oder in ein Modegeschäft zu gehen und zu kaufen, was vermeintlich gebraucht wird. Ob diese Dinge aber tatsächlich gewollt oder gar gebraucht werden, wird hauptsächlich von außen suggeriert beispielsweise durch Werbung oder das soziale Umfeld. Konsumstress stellt eine häufige Folge der ständigen Verfügbarkeit dar und kann in der Kombination mit der Logik des Immer-Mehrs dazu führen, dass Individuen in eine gefährliche Schleife geraten. Durch die von Beschleunigung und Zeitnot geprägten Lebensstile entsteht eine Sehnsucht nach Resonanz, die in einer Konsumgesellschaft vor allem durch das verfügbare Mittel des Konsums zu stillen versucht wird. Der Konsum von noch mehr Gütern führt jedoch wiederum zu einer Entfremdung und kann das gewünschte Resonanzerlebnis nicht herstellen.

Fehlende Resonanz, der Verlust von Selbstwirksamkeit und Entfremdung können als Folge einer beschleunigten, auf Konkurrenz und Wachstum getrimmten Lebensweise gesehen werden. Wenn also in Alltagspraktiken, welchen die Steigerungslogik zu Grunde liegt, Entfremdungserfahrungen stattfinden, können vielleicht gerade durch alternativ geschaffene Strukturen Räume geschaffen werden, die uns nicht das Gefühl der Entfremdung verspüren lassen.

Ausgehend von den Auffassungen zu Entfremdung, Verlust von Selbstwirksamkeit und fehlender Resonanz auf Grund der Gestaltung von Lebensstilen im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung der Wirksamkeit von Formen der Weitergabe soll auf das Konzept der Selbstwirksamkeit eingegangen werden.

Selbstwirksamkeit ist ein von Albert Bandura (1977) geprägtes Konzept aus der Psychologie, welches die Selbsteinschätzung beziehungsweise das „Sich-Zutrauen“ von Individuen, Herausforderungen zu meistern oder kontrolliert auf die Umwelt Einfluss zu nehmen und damit planvoll etwas bewirken zu können, beschreibt (vgl. Rosa 2018:271). Selbstwirksamkeitserwartungen seien daher die Einschätzungen von Individuen bezüglich der

Wirksamkeit ihrer Fähigkeiten, was sie sich selbst zutrauen und daher erreichen zu glauben beziehungsweise welche Auswirkungen ihre Handlungen auf die Welt haben (können) (vgl. ebd. 2018:274). Es gibt sowohl positive als auch negative Selbstwirksamkeitserwartungen: bei positiven Selbstwirksamkeitserwartungen denken Menschen, dass ihr Handeln etwas bewirken kann und (positive) Effekte auf die eigene Umwelt hat. Diese Effekte können durch das eigene Handeln kontrolliert werden, daher ist davon auszugehen, dass die Handlungsbereitschaft von Personen mit positiven Selbstwirksamkeitserwartungen größer ist, als die von Menschen mit negativen Selbstwirksamkeitserwartungen. Diese gehen häufig davon aus, dass ihr Handeln nichts bewirkt, beziehungsweise keine Effekte hat.

Das Handeln und die Selbstwirksamkeitserwartungen bedingen sich gegenseitig und bilden eine Art Kreislauf: wenn allerdings nicht daran geglaubt wird, dass die Handlungen etwas bewirken können, dann wird vermutlich erst gar keine Handlung stattfinden. Sollte es trotz dieses Glaubens zu einer Handlung kommen und es erfolgt eine Enttäuschung, wird das Gefühl, dass die Handlung keinen Effekt hat, bestärkt und ein weiterer Versuch oft gar nicht erst erfolgen.

Die passive Rolle innerhalb der Welt wird eher angenommen und es wird sich damit abgefunden Teil eines Systems zu sein, das durchaus Fehler aufweist, dennoch herrscht das Gefühl, nicht gegen dieses System antreten zu können. Negative Effekte von negativen Selbstwirksamkeitserwartungen können hierbei der vermehrte Rückzug ins Privatleben, verminderte Engagementbereitschaft und wachsende Unzufriedenheit sein (vgl. Rosa 2018:272). Die Unzufriedenheit über eine Situation und die Tatsache, dass nichts dagegen getan wird, verstärken sich gegenseitig. Ausschlaggebend ist, ob ein Subjekt sich dafür entscheidet aktiv in die Welt hinein zu gehen oder diese auf sich zukommen lässt. Bei positiven Selbstwirksamkeitserwartungen wird die Welt eher als Feld erregender Herausforderungen wahrgenommen, bei negativen Selbstwirksamkeitserwartungen hingegen stellt sie ein Feld von Bedrohungen dar (vgl. ebd. 272f).

Wenn Selbstwirksamkeit verloren geht, wird die Welt als stumm wahrgenommen. Es kommt nichts mehr von ihr zurück und Individuen befinden sich in einem Zustand der Entfremdung, Burnout kann als ein Extremzustand dieser Entfremdung verstanden werden (vgl. ebd. 308).

Rosa (2018:331) ist der Meinung, dass Resonanz im Zentrum eines Guten Lebens steht. Abgeleitet vom lateinischen Verb „resonare“ - „zurücktönen“ beschreibt er Resonanz als eine Art und Weise mit der Welt in Kontakt zu treten, bei der etwas zurückkommt. Individuen, die

Resonanzerfahrungen erleben, treten in eine Art Wechselwirkung mit der Welt, sie reagieren aufeinander beziehungsweise auf Erlebnisse oder Begegnungen. Es wird aufeinander Einfluss genommen, Impulse werden von der Umwelt ausgelöst und es wird darauf reagiert. Inwiefern Individuen ein Gutes Leben führen, macht Rosa (2018:331) daran fest, wie ausgebildet die jeweiligen Resonanzachsen sind: horizontal zu Menschen, diagonal zu Dingen und vertikal zur Welt als Ganzes. Resonanzerfahrungen seien außerdem durch folgende Kernmerkmale zu beschreiben:

1. Die Fähigkeit und Erfahrung des Berührt-Werdens durch „ein Anderes“ (dies kann beispielsweise Musik, Kunst, Natur sein): wo Menschen von etwas erreicht, berührt oder bewegt werden ereignet sich Resonanz.
2. Daraus entstehende Selbstwirksamkeit: man wird nicht nur durch etwas berührt, sondern reagiert auch darauf: das berührte Subjekt fühlt sich selbstwirksam, weil es auf die „Berührung“ antwortet, ohne über das „Andere“ zu verfügen.
3. Moment der Transformation: wer eine Resonanzerfahrung erlebt, bleibt nicht der/die Selbe. Man begegnet etwas so, dass dadurch eine Veränderung stattfindet. Es muss sich hierbei nicht um eine fundamentale Veränderung handeln, auch in kleinen, alltäglichen Resonanzerfahrungen kann eine Veränderung durch ein Wechselspiel von Berührung und Selbstwirksamkeit stattfinden. Durch diese Art von transformativen Momenten kann Lebendigkeit erfahren werden und darunter kann eine Anverwandlung von Welt verstanden werden. Eine Anverwandlung von Welt kann hierbei als Gegensatz zu einer bloßen Aneignung materieller Güter oder Reichtümer gesehen werden, denn diese verwandelt die Aneignenden nicht (vgl. Rosa 2018).
4. Unverfügbarkeit: Resonanzbeziehungen können nicht systematisch hergestellt werden (teure Tickets für ein Konzert müssen zum Beispiel nicht unbedingt die Folge haben, dass dieses Konzert einen berührt, man weiß nicht was das Ergebnis sein wird).

Die Lebensumstände in Konsumgesellschaften bilden keine idealen Voraussetzungen für Resonanzerfahrungen. Konkurrenzdenken, Stress und Zeitknappheit stellen eher Hindernisse für Resonanzerfahrungen dar. Vor dem Hintergrund von ressourcenintensiven, beschleunigten Lebensstilen, welche immer häufiger zu Erkrankungen wie Burnout führen und Individuen an einem Guten Leben hindern, scheinen Überlegungen, inwiefern Lebensstile resonanter gestaltet werden können von besonderer Bedeutung zu sein.

Auf der Grundlage vorangehender Überlegungen ergeben sich folgende Fragen: Kann eine Entrümpelung von Lebensstilen dazu führen, dass wir mit der Welt in Kontakt treten und Resonanzerfahrungen zulassen? Kann durch die Nutzung von Formen der Weitergabe Selbstwirksamkeit wiedererlangt werden? Kann eine Befreiung von Wohlstandsüberfluss bedeuten, dass wir in unserem alltäglichen Handeln wieder mehr Wirksamkeit erfahren können? Kann die Nutzung von Formen der Weitergabe einen Beitrag zu dieser Befreiung des Überflusses und einer Veränderung des Stellenwerts, den materielle Güter in Lebensausrichtungen einnehmen, leisten?

Eine Abkehr von der Wohlstandsverstopfung kann mehr Raum für Resonanzerfahrungen in unserem Alltag bedeuten, denn Resonanzerfahrungen können erst stattfinden, wenn Menschen sich Zeit nehmen und nicht gestresst sind. Durch verschenken, teilen, tauschen und weitergeben können wir erleben, dass Dinge, die für Eine*n selbst nicht mehr von Nutzen sind, deshalb nicht automatisch nutzlos sind. Durch die Nutzung von Formen der Weitergabe können Anverwandlungen statt Aneignungen stattfinden und eine andere Art des Konsums kann dazu führen, dass Wertschätzung neu definiert, beziehungsweise Dingen oder Menschen entgegengebracht wird, sobald man sich nicht mehr durch die Steigerungslogik leiten lässt. Dies kann einen Gewinn an Selbstwirksamkeit für Nutzer*innen zur Folge haben.

Wenn durch Formen der Weitergabe Inseln des konkreten Erlebens alternativer Praktiken geschaffen werden, könnte also mit deren Nutzung ein Erleben von Resonanzerfahrungen stattfinden, beziehungsweise durch deren Nutzung Resonanzräume geschaffen werden, welche Menschen die Möglichkeit bietet, ihre Leben (wieder) aktiv mitgestalten zu können. (vgl. Rosa 2014:63f).

Die von der Wachstumslogik dominierten Lebensstile müssen somit überwunden werden, um resonanter werden zu können. Dadurch kann sich das Subjekt selbst und in seinem Handeln wieder als wirksam empfinden und einem Guten Leben näherkommen. Gelebte alternative Praktiken, können dabei helfen eine solche Transformation zu ermöglichen.

4.2.6. Transformation durch gelebte alternative Praktiken

Ob Formen der Weitergabe das Potential haben, von der Steigerungslogik durchdrungene, Denkweisen auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene zu verändern, darauf soll hier kurz eingegangen werden.

Sozial und ökologisch verträglichere Lebensweisen und ein Gutes Leben für Alle sind auf andere gesellschaftlich verbreitete Leitbilder angewiesen. Wie sehr die bestehenden Leitbilder

jedoch in allen Lebensbereichen verankert sind und diese durchdringen, wurde vorangehend ausgeführt. In Bezug auf einen Wandel von Handlungsmustern kann die Nutzung von Formen der Weitergabe als Instrument dienen, um Lebensstile gegebenenfalls vom Überfluss zu befreien und somit Raum für Resonanzerfahrungen zu schaffen. Resonanzerfahrungen können wiederum dazu führen, dass Individuen sich in ihrem alltäglichen Handeln selbstwirksam(er) fühlen und andere Logiken mit höherer Wahrscheinlichkeit an sich heranlassen und diese im besten Fall verinnerlichen. Infolgedessen können sich Vorstellungen neuer gesellschaftlicher Leitbilder etablieren.

Formen der Weitergabe können kleinteilige Praxisformen darstellen, in denen alternative Leitbilder gelebt werden und somit als Treiber einer Transformation fungieren. Ob sie der Funktion des Transformationstreibers gerecht werden können, sei dahingestellt, beziehungsweise kann zum heutigen Zeitpunkt nicht gesagt werden. Meine Interpretation dahingehend, ist jedoch, dass sie das Potenzial haben, Impulse in Richtung einer sozialeren und ökologischeren Lebensweise zu geben.

Durch die gelebte Praxis wird ein partikulares Anliegen formuliert: wir wollen Dinge weitergeben und sie nicht wegwerfen! Der Nutzung von Formen der Weitergabe liegt daher in vielen Fällen das Problembewusstsein „normaler“ Konsumformen und deren Auswirkungen zugrunde. Außerdem können Formen der Weitergabe als eine Art Protest gegen bestehende Konsumformen verstanden werden, da sie eine Alternative zu ihnen darstellt (vgl. Welzer 2011:42).

4.2.7. Genügsamkeit als ein neues Leitbild

Überladene Lebensstile, vollgestopfte Kleiderschränke und volle Terminkalender lassen kaum Luft zum Atmen. In konsumorientierten Gesellschaften ist der Trend der bewussten Konsumreduktion immer mehr verbreitet, dieser Lebensstil nennt sich Minimalismus. Minimalist*innen reduzieren ihren materiellen Konsum freiwillig und schreiben den wenigen Dingen in ihrem Leben mehr Bedeutung zu, um dadurch mehr Zufriedenheit zu erlangen (vgl. Etzioni 1998 zitiert nach Klug 2018:29).

In Zeiten multipler Krisen kann ein minimalistischer Lebensstil eine Vereinfachung der Gegebenheiten darstellen. Der Verzicht von materiellen Dingen und die Abkehr damit verbundener Denkweisen kann, wie vorangehend ausgeführt, zu mehr Selbstwirksamkeit im alltäglichen Handeln von Individuen führen. In Zusammenhang mit den, im Rahmen vorliegender Arbeit behandelten Wirksamkeiten, kann ein Einfaches, auf das Wesentliche reduzierte Leben, sowohl ressourcenschonend sein und andere zugrundeliegende Denklogiken

verfolgen, welche die vorherrschende Steigerungslogik überwinden. Minimalismus scheint in Bezug auf einen Wandel hin zu ressourcenschonenderen Lebensstilen und der Vision eines Guten Lebens für Alle ein zukunftsweisendes Konzept darzustellen und passt in vielerlei Hinsicht zu den Ideen, welche einer Postwachstumsgesellschaft zu Grunde liegen (Kapitel 5).

Sowohl Formen der Weitergabe, als auch einige Bereiche der Sharing Economy liegt die Idee zu Grunde, dass Dinge nicht unbedingt (von einer Einzelperson) besessen werden müssen um, sie zu nutzen. Die Entkopplung von Nutzen und Besitzen bringt viele positive Effekte mit sich, denn Besitztümer bedeuten auch Verantwortung und Stress. Ideen des Weitergebens, Schenkens, Teilens oder Tauschens passen sehr gut zu minimalistischen Lebensausrichtungen.

„Pures Weglassen ist überall, unilateral und kurzfristig umsetzbar. Dieser Strategietyp ist derart einfach und naheliegend, dass wir uns vermutlich deshalb, so schwer damit tun (...) Maßnahmen, die nichts kosten kommen uns verdächtig vor (...) sie erschüttern ein verkramptes Weltbild, dass nur Fortschritt und die Eroberung zusätzlicher Freiheiten kennt“ (Paech 2012:145).

Minimalismus stellt einen Trend dar und hat viele Anhänger*innen beziehungsweise Fans, welche zwar nicht unbedingt diesen Lebensstil führen, jedoch durch beispielsweise das Verfolgen von Minimalismus-Blogs mit Ideen in Richtung „weniger ist mehr“ und der freiwilligen Konsumreduktion in Kontakt treten. Der Lebensstil muss nicht unbedingt nachgeahmt werden, um dessen Ideen und Konzepte in sich aufzunehmen und diese gedanklich wirken zu lassen.

Indem Einzelpersonen wie beispielsweise Blogger*innen für Follower*innen in vielen Fällen eine Art Vorbildfunktion einnehmen, nehmen sie auch Einfluss auf deren Gewohnheiten und Konsumweisen: wenn durch die Blogger*innen beispielsweise ein ressourcenschonender Lebensstil vorgelebt wird, ist das Nachahmen nicht unbedingt auf eine individuelle Intention des Ressourcenschonens zurückzuführen, sondern eine Folge der Popularität einzelner Blogger*innen. Solange dies jedoch dazu führt, dass Lebensstile ressourcenschonender gestaltet werden und/oder bestehende Denkweisen verändert werden, kann von einer Wirksamkeit in beiden Bereichen gesprochen werden, unabhängig davon ob dies die individuelle Intention war oder nicht.

4.2.8. Fazit Wirksamkeit 2: Veränderung von Denkweisen

Nachdem in Kapitel 4.1. auf die Wirksamkeit von Formen der Weitergabe in Bezug auf Ressourcenschonung eingegangen wurde, stellte dieses Kapitel Überlegungen zur Wirksamkeit in Bezug auf die Veränderung tief verankerter Denkweisen an.

Um das Festhalten an wachstumsorientierten Konzepten, nicht eintretender Veränderung und existierenden Scheinlösungen besser verstehen zu können, wurde das Konzept der mentalen Infrastrukturen von Welzer (2011) herangezogen. Elias (1996) beschreibt Dynamiken des gesellschaftlichen Wandels und spricht von der Verwobenheit von strukturellen Begebenheiten und bestehenden Persönlichkeitsstrukturen. Auf der Grundlage dieser Konzepte wurden darauffolgend Überlegungen bezüglich des Einflusses von persönlichen Praktiken auf bestehende Denkweisen und deren Verwobenheit angestellt.

Daraus wurde abgeleitet, dass das Erleben alternativer Praktiken dahingehend wirksam sein kann, dass bestehende Denkweisen und Handlungsmuster aufgebrochen werden und kleine Inseln des alternativen Denkens und Handelns geschaffen werden. Da Formen der Weitergabe im Alltag leicht zugänglich sind, können sie eine einfache Möglichkeit darstellen, alternative Denk- und Handlungsweisen persönlich zu erfahren oder existierende Missstände auf eine andere Art wahrzunehmen (zum Beispiel physisch). Zuerst muss das Bewusstsein für bestehende, tief verwobenen Denkmuster geschaffen und verstanden werden, dies kann durch das Erleben beziehungsweise die Nutzung von Formen der Weitergabe stattfinden.

Formen der Weitergabe und deren Nutzung können außerdem als ein Mittel zur Überwindung überladener Lebensstile und daraus resultierenden Entfremdungserfahrungen, Verlust von Selbstwirksamkeit und Burnout dienen. Durch Formen der Weitergabe können alternative Räume geschaffen werden, die alternative Handlungs- und Denkweisen, fern der Steigerungslogik erlebbar machen und somit mehr Selbstwirksamkeit und weniger stumme Beziehungen zu alltäglichen Handlungsweisen für die Nutzer*innen bedeuten.

Weniger überladene Lebensstile bedeuten mehr Zeit, um mit der Welt in Kontakt zu treten und so Raum für Resonanz Erfahrungen schaffen zu können, darin sieht der Autor Rosa (2018) den entscheidenden Schritt zu einem Guten Leben. Formen der Weitergabe können in diesem Zusammenhang als kleinteilige Praxisformen auf dem Weg dorthin verstanden werden. Durch die real gelebte Praxis können alternative Handlungsmuster greifbar und deren Umsetzbarkeit sichtbar gemacht werden. Bereits bekannte Missstände können durch die Nutzung von Formen der Weitergabe physisch erlebt werden, wodurch eine intensive Auseinandersetzung mit den selbigen stattfindet. Somit ist ein größerer Einfluss auf die Denkweisen gegeben, als wie es reine Informationen über Missstände haben können.

Durch die Nutzung von Formen der Weitergabe können soziale Praktiken und die zugrundeliegenden Denkweisen dieser verändert werden. Durch die Nutzung von Carsharing-

Angeboten kann sich beispielsweise der Stellenwert eines Autos verändern. Der Nutzen des Autos steht dann im Mittelpunkt, nicht das mit dem Besitz eines Autos einhergehende Prestige und der damit verbundene teilweise sehr hohe Stellenwert, den ein Auto im Leben einiger Individuen einnimmt. Da durch couchsurfing fremde Menschen in die eigenen Privatsphäre eingeladen werden, kann sich ein ganz neues Verständnis vom Umgang miteinander, der gegenseitigen Achtung und Wertschätzung entwickeln.

Ein verändertes Verhalten zu Konsum- und Lebensweisen und dem sich daraus ergebenden anderen Umgang und Bezug mit/zu Gegenständen, kann eine Veränderung auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bewirken. Denn wenn die persönliche erlebte Praxis der Nutzung von Formen der Weitergabe auf der Diskursebene wirksam ist und ein Umdenken auf individueller Ebene in Gang setzt, kann davon ausgegangen werden, dass auch das soziale Umfeld der Nutzer*innen davon berührt wird. Somit wohnt Formen der Weitergabe das Potenzial inne, breitere Kreise innerhalb einer Gesellschaft zu ziehen und dahingehend wirksam zu sein. Impulse für ein Umdenken können auch von Einzelpersonen (wie beispielsweise Blogger*innen) ausgehen, welche alternative Handlungs- und Denkweisen vorleben und somit ins Bewusstsein vieler Menschen bringen.

Aber was passiert, wenn eine Abkehr der tief verankerten, von der Steigerungslogik durchdrungenen Denkweisen stattgefunden hat? Im folgenden Kapitel wird ein Ausblick auf eine Gesellschaft, in der Wachstum nicht mehr im Mittelpunkt steht, gegeben.

5. Ausblick: Organisation einer Postwachstumsgesellschaft

Die Steigerungslogik, die damit einhergehenden Herrschaftsverhältnisse und die ökologisch und sozial äußerst problematischen Lebensstile und Alltagsroutinen gilt es zu überwinden (vgl. Adler/Schachtschneider 2017:26). Idealerweise sollte „alles“ unabhängig vom ökonomischen Wachstum werden.

Was wäre wenn...?

...durch Lebensmittelrettungsinitiativen Supermärkte dazu gezwungen würden ihr „Immer alles zur Verfügbarkeit habendes“-Sortiment zu ändern...?

... Kleidung und andere Konsumgüter hauptsächlich getauscht, verliehen, verschenkt, weitergegeben oder Second Hand gekauft würden...?

...Wohnraum gemeinschaftlich(er) genutzt werden würde...?

...es bei Reisen nicht darum ginge, besonders weit zu reisen und in kürzester Zeit besonders viele Orte zu sehen...?

...wenn der ÖPNV durch Angebote wie Carsharing, Bikesharing, Carpooling ausgebaut werden würde, dass der Besitz eines Autos unnötig würde...?

Ja, was wäre dann? Es klingt so, als wären wir dann in einer solidarischeren, sozialeren und ökologischeren Gesellschaft angekommen, in der die Möglichkeit für ein Gutes Leben für Alle zumindest greifbarer wäre als jetzt. Weniger Produktion bedeutet zwar weniger Ressourcenverbrauch, allerdings würde das auch einen massiven Einsturz der Wirtschaft bedeuten, was den Verlust von Arbeitsplätzen zur Folge hätte.

In Berichterstattungen scheinen Wirtschaftskrisen und der Verlust von Arbeitsplätzen gefürchteter als Umweltkatastrophen auf Grund des Klimawandels. Aber ist die Angst vor einer, nicht mehr um jeden Preis wachsen müssenden Wirtschaft berechtigt? Oder kann eine Gesellschaft so organisiert sein, dass ein Rückgang der Wirtschaft keine negativen Folgen für Arbeitnehmer*innen haben muss?

Muraca (2015:109) meint, es stehe außer Frage, dass es keine Alternative zur Abkehr vom (Wirtschafts-) Wachstum gebe, fraglich sei nur, wie diese Abkehr von statten gehen solle: „by design or by disaster“?

Vorschläge und Überlegungen, wie eine solche Abkehr „by design“ stattfinden könnte, bieten Ansätze der Wachstumskritik an. Durch den Bericht des Club of Rome's „Grenzen des Wachstums“ aus dem Jahre 1972 wurde auf bestehende Grenzen des Wachstums aufmerksam gemacht, daraus entwickelten sich Arten der Wachstumskritik: Décroissance in Frankreich, Degrowth in internationalen Debatten, Decrescita in Italien, Decrecimiento in Spanien und Postwachstum im deutschsprachigen Raum (vgl. Muraca 2015:109f).

Bei der Postwachstumsökonomie handelt es sich um ein, in Deutschland vor allem von Niko Paech geprägtes Konzept, welches die Organisation einer, nicht mehr vom ökonomischen Wachstum abhängigen Gesellschaft aufzeigt und Gestaltungs- und Organisationsvorschläge für eine solche darlegt. Postwachstum ist Wachstumskritik und Gesellschaftskritik zugleich, auf Wachstum ausgerichtete Lebensstile werden hinterfragt und kritisiert.

Die Bedeutung ist „nach dem Wachstum“, eine Postwachstumsgesellschaft stellt daher eine Gesellschaft, die nicht mehr vom Wirtschaftswachstum abhängig ist und sich ohne dieses organisieren lässt, dar. Momentan ist eine vom Wirtschaftswachstum unabhängige Gesellschaftsorganisation unvorstellbar, da sich gefühlt alles um Wachstum, Profite, etc. dreht. Die Postwachstumsökonomie verfolgt daher eine geplante Abkehr vom Wachstum mit dem Ziel

einer Steigerung von Lebensqualität, ökologischer Nachhaltigkeit (durch bewussteren Konsum und ökologisch verträglichere Produktion) und sozialer Gerechtigkeit (vgl. Reichel 2017:2).

Eine Postwachstumsökonomie will die Wachstumsfixiertheit, welche momentan charakteristisch für die Organisation und Struktur unserer Ökonomien und Gesellschaften ist, überwinden. Eine grundsätzliche Gesellschaftsumgestaltung durch eine globale, radikale materielle Umverteilung ist Ziel des Konzepts, um ein Gutes Leben für Alle ermöglichen zu können (vgl. Schmelzer 2015:116f). Es geht um eine grundsätzliche Umgestaltung der Gesellschaft und die Überwindung kultureller und struktureller Wachstumstreiber (vgl. Paech 2012:113). Dies benötigt konkrete Veränderungsprozesse in Ökonomie und Gesellschaft, die sich an den Bedürfnissen, dem Guten Leben und ökologischer Nachhaltigkeit orientieren und im Ergebnis zu einer Stabilisierung oder Verringerung des BIP führen (vgl. Schmelzer 2015:117).

Die vom Wirtschaftswachstum abhängigen Bereiche wie beispielsweise Alterssicherung, Gesundheitswesen, Bildung, Arbeitsmarkt, gilt es davon zu entkoppeln und umzubauen. In einer Postwachstumsökonomie findet keine Politik zur Erhöhung des Wirtschaftswachstums mehr statt und das Wachstum von Energie- und Ressourcenverbrauch (inklusive Flächen und Biodiversität) wird gestoppt und zurückgefahren (vgl. Seidl/Zahrnt 2010:19).

Eine zukunftsfähige Postwachstumsgesellschaft muss dann, nicht mehr um jeden Preis, wachsen und die Menschen in einer Postwachstumsgesellschaft kehren idealerweise zu einem verantwortungsvollen ökonomischen Handeln zurück (vgl. Paech 2012:144).

Eine Gesellschaft, die nicht mehr von (Wirtschafts-) Wachstum abhängig ist und dieses nicht mehr in den Fokus stellt, stellt somit auch andere Werte in den Mittelpunkt und bricht mit der weitverbreiteten Logik des „Immer Mehrs“ und damit verbunden Lebenseinstellungen und Ideen. Denn anstatt (wie momentan hauptsächlich der Fall) Konsum, Erfolg, etc. ins Zentrum unserer Werte zu stellen und unsere Lebensweise danach auszurichten, stehen andere Werte im Mittelpunkt einer Postwachstumsgesellschaft.

Ein, wie im vorangehenden Kapitel beschriebener Wandel der, dem Wachstumsparadigma zugrunde liegenden Werte und Denkweisen und eine daraus folgende Abkehr der Steigerungslogik, ist daher Ausgangspunkt für eine Transformation hin zu einer Postwachstumsökonomie (und einem Guten Leben für Alle).

5.1. Konturen einer Postwachstumsökonomie

„wo sich Suffizienz und moderne Subsistenz ergänzen, werden Lebensstile robust“ (Paech 2012:130).

Die Postwachstumsökonomie fußt auf den Konzepten: *Subsistenz, Suffizienz, Regionalökonomie, neue Institutionen und stoffliche Nullsummenspiele*, auf welche im Folgenden überblicksartig eingegangen werden soll.

In einer Postwachstumsökonomie wird kleinräumig, dezentral, sozial innovativ produziert und konsumiert. Besonders nachvollziehbar wird dies am Beispiel der Nahrungsmittelproduktion: Nahrungsmittel werden nicht (mehr) in Monokulturen, sondern in kleinen Mengen vor Ort für den Eigenverbrauch einer Gemeinschaft (CSA, Gemeinschaftsgarten, Familie, etc.) angebaut und konsumiert. Lange Liefer- und Produktionsketten fallen dadurch weg und werden durch regionale, lokale Produktion ersetzt, was sich positiv für Mensch und Umwelt auswirkt: Menschen wissen wieder, woher ihr Essen kommt und lange, ressourcenintensive Transportwege fallen weg.

In einer Postwachstumsökonomie würde sich die wöchentliche Erwerbsarbeitszeit auf 20 Stunden reduzieren. Dies wäre möglich, da die Menschen durch einen suffizienteren Lebensstil nicht mehr so viel konsumieren und somit weniger Güter produziert werden müssten. Die Nutzung von Formen der Weitergabe kann hierbei einen Grund darstellen, weshalb weniger produziert werden muss und somit einen Bestandteil eines suffizienteren Lebensstils darstellen. Die, durch die Halbierung der Erwerbsarbeitszeit, zusätzlich gewonnene Zeit, kann dahingehend investiert werden, Dinge länger im Umlauf zu behalten (zum Beispiel durch Formen der Weitergabe), gemeinsam zu nutzen, selbst herzustellen und zu reparieren.

5.1.1. Suffizienz

Suffizienz beinhaltet die Idee von Genügsamkeit und einer Reduktion der Ansprüche an materielle Selbstverwirklichung. In der heutigen Konsumgesellschaft werden wir von Optionen materieller Selbstverwirklichung regelrecht überschwemmt und überfordert, sodass wir gar nicht mehr wissen, was wir eigentlich wollen, geschweige denn brauchen und was nicht. Alles ist darauf ausgerichtet sich zu profilieren, sich in einer Gesellschaft zu positionieren, die sich durch den Besitz von Konsumgütern auszeichnet.

Bei Suffizienz geht es um die Entrümpelung und Entschleunigung von Lebensstilen: weg mit Dingen die Zeit, Geld, Raum und ökologische Ressourcen beanspruchen und wenig Nutzen herbeiführen. Anstatt sich im Konsumwahn zu verlieren, sollte eine Auseinandersetzung damit

stattfinden, wie überladene Lebensstile vom Überfluss befreit werden können (Paech 2012). Eine mengenmäßige Reduktion von Konsum und Verbrauch durch eine Verhaltens- und Lebensstiländerung mit dem Ziel eines genügsamen Konsums kann die Antwort darauf sein (vgl. Eckardt 2017: 51). Minimalist*innen stellen eben diese Gedanken in den Fokus ihrer Lebensstilausrichtungen. Weglassen und Reduktion ist daher sehr eng mit dem Übergang in eine Postwachstumsgesellschaft verbunden.

Bereits Sachs (1993) beschreibt eine Suffizienzorientierung durch die Entrümpelung unserer Lebensstile, also durch die Reduktion des Bedarfs und Verbrauchs materieller Güter und Ressourcen. Dies kann durch den Abbau von komplexen und überregionalen Abhängigkeitsverhältnissen erfolgen. In der Lebensmittelversorgung könnte dies zum Beispiel einen Umstieg auf regionale Produkte bedeuten. Durch die Entschleunigung unserer Lebensstile und der Verlangsamung von Lebensgeschwindigkeit und Innovationsraten können Lebensstile suffizienter gemacht werden (vgl. Paech 2012:205). Indem Strecken mit dem Fahrrad anstatt dem Auto, Reisen mit dem Zug anstatt dem Flugzeug zurückgelegt werden, können wir unsere Lebensgeschwindigkeit verlangsamen. Durch die Verringerung der Relevanz von Konsumgütern in unserem Leben und dem daraus folgenden Verzicht auf beispielsweise das neueste Handy oder den neusten Computer werden Lebensstile unabhängiger.

Wie tief wachstumsfixierte Konzepte und Lebensstile in unsere Denkweisen eingeschrieben sind, wurde in Kapitel 4.2.aufgezeigt. Ohne eine Veränderung dieser Denkweisen ist eine sozial-ökologische Transformation nicht denkbar. Das Konzept der Suffizienz ist das Ergebnis eines kulturellen Wertewandels, ohne welchen der Übergang zu einer Postwachstumsgesellschaft nicht stattfinden wird (vgl. Paech 2012:66).

5.1.2. Subsistenz

Ein weiterer Grundpfeiler einer Postwachstumsökonomie bildet die Subsistenz mit dem Ziel der Verkleinerung und Regionalisierung von Wirtschaftskreisläufen und einer, stärker auf Eigenbedarf orientierten Produktion von Gütern (vgl. Paech 2012: 206). Subsistenztätigkeiten sollen durch urbane und kreative Subsistenzformen die Abhängigkeit von Fremdversorgung minimieren.

Die Postwachstumsökonomie strebt also genau in die gegengesetzte Richtung, der auf technischen Fortschritt bauenden Entwicklungspolitik der letzten Jahre. In einer Postwachstumsökonomie bedeutet Subsistenz einen Modus der Versorgung außerhalb der Industrie, eine Versorgung mit kurzen Wegen, kleinräumigen Ökonomien, räumlicher

Entflechtung in Richtung einer De-Globalisierung und eine dadurch erreichte Unabhängigkeit von Fremdversorgung. Subsistenzpraktiken bedeuten in diesem Zusammenhang aber nicht die Rückkehr zu einer bäuerlichen Lebensweise, sondern die Integration von urbanen Subsistenzformen in den Alltag. Eine Rückbesinnung auf altbewährte Praktiken, angewandt auf die Umstände der momentanen Gesellschaft.

Es geht nicht darum ganz von industrieller Produktion unabhängig zu werden, aber ein Zurückkehren zu lokaleren und regionalen (Selbst-)Versorgungsstrukturen und ein Ausbau der Bereiche: Eigenproduktion, Gemeinschaftsnutzung und Nutzungsdauerverlängerung sollte umsetzbar sein und dazu führen können, die Neuproduktion von materiellen Gütern zu minimieren.

Durch die Nutzungsintensivierung von Gegenständen durch gemeinschaftliche Nutzung könnte der Bedarf an industrieller Herstellung neuer Güter reduziert und durch die soziale Beziehung des Teilens ersetzt werden (vgl. Paech 2015). Ein weiterer Punkt wäre die Verlängerung der Nutzungsdauer von Gebrauchsgütern durch Instandhaltung und Reparatur, dadurch sinkt der Bedarf an Neuproduktion ebenfalls. Projekte wie Reparaturcafés bieten (Begegnungs-) Orte für Erfahrungs- und Leistungsaustausch und sind eine kostengünstige (wenn nicht sogar kostenfreie) Art Gebrauchsgegenstände länger im Umlauf zu behalten und dadurch den Bedarf an Neuproduktion zu verringern.

Die Eigenproduktion von beispielsweise Nahrungsmittelanbau in Gemeinschaftsgärten bietet eine Möglichkeit einer partiellen De-Globalisierung. Nahrungsmittel werden wieder da angebaut, wo sie konsumiert werden, so fällt der Transport und dessen ökologische Folgen weg. Gemeinschaftsgärten können einen Begegnungsort für Menschen darstellen und das Bewusstsein für die Herkunft von Nahrungsmitteln fördern, wodurch im besten Fall die Wertschätzung für diese steigt und der Nahrungsmittelverschwendung entgegengewirkt wird (vgl. Paech 2015). Ob ein Umstieg auf Selbstversorgungsstrukturen im Sinne von Lebensmittelanbau im Kleinen (kleine Gruppen, die jeweils selbst anbauen) Ressourcen einspart, gilt es jedoch zu hinterfragen. Es gilt anzunehmen, dass der entstehende Ressourcenaufwand für kleinteilige Selbstversorgung größer ausfällt als größer aufgelegene regionale Lebensmittelanbaubetriebe, die die Bevölkerung in ihrer Umgebung versorgen.

Durch Formen der urbanen Subsistenz lässt sich industrielle Produktion teilweise substituieren beziehungsweise verkleinern: wenn Güter doppelt so lange und intensiv genutzt werden, muss nur noch die Hälfte produziert werden. Das bedeutet Autonomie und macht uns unabhängiger

von Geld- und Industrierversorgung. Eigentlich scheint es auch ganz einfach zu funktionieren: Industriegüter durch eigene Produktion ersetzen oder durch (kooperative) Subsistenzleistungen länger im Umlauf behalten. Da die Reparatur eines Gegenstands mehr Zeit in Anspruch nimmt als ein Neukauf und handwerkliches Geschick voraussetzt, welches nicht Jede*r besitzt, sind soziale Netzwerke sehr wichtig, denn hier können Kompetenzen geteilt und ergänzt werden (vgl. Paech 2015). Eine Person kann beispielsweise besonders gut Fahrräder reparieren, eine andere kennt sich mit Computern aus und Andere sind besonders gut im Gärtnern: nicht Jede*r muss alles können, denn wir können uns gegenseitig helfen. Momentan scheint dies undenkbar, da wir auf Konkurrenz und Wettbewerb getrimmt werden, anstatt zu lernen wie wir untereinander kooperieren können. Bei einem Umbau hin zu einer Postwachstumsgesellschaft rücken daher auch ganz andere Konzepte ins Zentrum von Bildung.

Durch Subsistenzaktivitäten kann die Halbierung der Industrie herbeigeführt werden und aus Konsument*innen werden Prosument*innen, sie sind Akteur*innen des Wandels: Personen, die weniger konsumieren und stattdessen beispielsweise in Reparaturwerkstätten die Lebensdauer vorhandener Produkte verlängern oder Formen der Eigenproduktion entwickeln und somit eine Lokalisierung und Entkommerzialisierung herantreiben (vgl. Schmelzer 2015).

Formen der Weitergabe können daher als eine Art von Subsistenzpraktik gesehen werden, da durch deren Nutzung Dinge länger im Umlauf bleiben und/oder gemeinschaftlich genutzt werden.

5.1.3. Regionalökonomie

Ein weiterer Grundpfeiler der Postwachstumsökonomie ist die Regionalökonomie, welche kleinräumig und dezentral organisiert ist. Sie beschreibt den Umbau der weiterhin benötigten Industrie, welche nicht durch Suffizienz und kreative und/oder urbane Subsistenzformen ersetzt werden kann. Es gilt die Geld- und Wachstumsabhängigkeit zu senken und ökonomische Souveränität und Resilienz durch eine Kombination von Selbst- und Fremdversorgung zu stärken. Das Ziel ist es kleinräumig, dezentral und sozial innovativ zu produzieren und zu konsumieren (vgl. Adler 2015:99).

Eine räumliche Entflechtung im Sinne einer De-Globalisierung spiele laut Paech dabei eine große Rolle, die Industrie solle so regional wie möglich und nur so global wie nötig werden. Die globalisierte Warenproduktion würde also zurückgebaut werden: dies könne durch die Verkürzung der Distanzen zwischen Verbrauch und Produktion, überschaubaren Größen von Unternehmen, dezentraleren und kleineren Produktionsketten umgesetzt werden (vgl. Paech

2012:118). Versorgungsstrukturen mit geringer Distanz zwischen Verbrauch und Produktion sind sozial stabil, führen weg von einem auf Fremdversorgung beruhenden System und lassen uns unabhängiger und eigenständiger in unserem (alltäglichen) Handeln werden.

Durch kleinere und dezentralere Produktionsketten fallen viele kapitalintensive Wertschöpfungsstufen und dadurch auch kapitalintensive Technologien weg. Dies führt zu einer Reaktivierung handwerklicher Fähigkeiten auf Grund ihrer geringeren Kapitalintensivität. Durch die Verkürzung von Wertschöpfungsketten, einem geringeren Spezialisierungsgrad und einem geringeren Kapitalbedarf können strukturelle Wachstumszwänge minimiert werden. Statt dem Ziel des maximalen Gewinns, nach der Logik der Profitmaximierung, wird die unmittelbarere Bedürfnisbefriedigung und der Gebrauchswert (für die Prosument*innen) in den Mittelpunkt gestellt (vgl. Adler 2015:100). Ein Beispiel für Regionalökonomie sind Community Supported Agricultures (CSA).

Durch die Nutzung von Regionalwährungen kann die Regionalökonomie zusätzlich unterstützt und gefördert werden: denn dadurch bleibt das Geld in der jeweiligen Region. Da es sich um Schwundgeld ohne Zins handelt, wird es nicht angehäuft und keine Spekulation damit betrieben.

5.1.4. Orientierung an stofflichen Nullsummenspielen

In einer Postwachstumsökonomie schrumpft die Produktion zwar, allerdings geht sie nicht ganz zurück. Der Teil der Industrie, der bestehen bleibt, kann dahingehend umgebaut werden, dass neue Unternehmensformen entstehen.

Konzepte wie geplante Obsoleszenz passen nicht in eine Postwachstumsökonomie. Produkte sollen stattdessen langlebiger, einfacher zu reparieren und gegebenenfalls in ihrer Funktion wandelbar sein. Daher sind Unternehmen in einer Postwachstumsökonomie auf Produktreparatur, Produktumgestaltung und Renovierung spezialisiert. Im Mittelpunkt steht Verschleiß vorzubeugen, die Lebensdauer von Produkten zu verlängern und neue Nutzungsmöglichkeiten von Gütern zu erhalten (anstatt diese zu entsorgen). Provider ersetzen daher bislang eigentumsgebundene Konsumformen durch Services; Intermediäre senken die Transaktionskosten und sorgen damit dafür, dass Dinge länger im Umlauf bleiben können; Designer*innen fokussieren sich auf die Entwicklung langlebiger und reparierbarer neuer Produkte mit Ausrichtung auf Multifunktionalität in der Nutzung (vgl. Paech 2012:113 ff).

5.2. Postwachstumspolitiken

Das Konzept der Postwachstumsökonomie beschreibt die Überwindung struktureller Wachstumszwänge durch Subsistenzpraktiken und die Überwindung kultureller Wachstumszwänge durch einen, an Suffizienz orientierten, Umbau von Lebensstilen.

Diese Transformation hin zu einer Postwachstumsökonomie und Postwachstumsgesellschaft soll durch einen Umbau von Institutionen und Rahmenbedingungen gestützt werden, die die Reduktion des Wachstums auffangen. Postwachstumspolitiken sind Prozesse, die den kulturellen und strukturellen Wandel in Richtung einer Postwachstumsgesellschaft initiieren und gestalten und Alternativangebote und Reformansätze dafür entwickeln (vgl. Adler 2017:27).

Nachstehend werden Maßnahmen zum Umbau einer Gesellschaft hin zu einer Postwachstumsgesellschaft in den folgenden Bereichen genannt:

Wirtschaft:

- Verringerung des Fremdversorgungsgrades durch die Verkürzung von Wertschöpfungsketten durch lokalere und regionalere Beschaffung, die Stärkung kreativer Subsistenz-Direkt- und Regionalvermarktung

Arbeit:

- neue Arbeitszeitmodelle: Maßnahmen, die eine Reduktion und Umverteilung von Arbeit erleichtern (z.B. Sozialgeld; Grundeinkommen für die Übergangsphase)
- Reduktion der Arbeitszeit
- bessere Rahmenbedingungen für reproduktive Aktivitäten

Geld:

- Geld- und Finanzmarktreformen, um die unbegrenzte Geldschöpfung der Banken einzuhegen
- Bodenreformen
- Unterstützung und Teilhabe an Regionalwährungssystemen

Soziale Ungerechtigkeit & Umverteilung:

- Umverteilung durch progressive Besteuerung (negative Einkommenssteuerung), Obergrenze für Einkommen, höhere Mindestlöhne und Grundsicherung, Erbrechtänderung (vgl. Dörre et al 2015:160)
- Subventionsdschungel lüften; Abbau ökologisch schädlicher Subventionen und steuerliche Begünstigung für vermeintlich ökologisch „gute“ Aktivitäten

Ressourcen

- Obergrenze für Ressourcenverbrauch, um dem konsumistischen und ressourcenfressenden Lebensstil den finanziellen Boden zu entziehen
- Verpflichtung der Kennzeichnung mit dem CO₂-Footprint für Güter
- Ökologische Steuerreform
- Moratorium für Bodenversiegelungsprojekte und Rückbauprogramme für Infrastrukturen (Stilllegen von Flughäfen, fossiler Kraftwerke)

Bildung

- Entrümpelung des Bildungs- und Erziehungssektors; Reaktivierung handwerklicher Fähigkeiten; Abkehr von „Erziehung zu Konsument*innen“

Diese Maßnahmen lassen sich nicht ohne eine Veränderung bestehender Denkweisen umsetzen, die derzeitigen Rahmenbedingungen lassen das nicht zu. Zu Beginn dieses Kapitels wurde die allgemein verbreitete Angst vor dem Verlust von Arbeitsplätzen erwähnt. Die vorliegende Arbeit stellte zu einem früheren Zeitpunkt (Kapitel 4.2.) Überlegungen bezüglich der Veränderung individueller Denk- und Handlungsmuster in den Fokus und soll im Folgenden auf die Arbeitszeitverkürzung eingegangen werden, da sie einen wichtigen Bestandteil eines „Umdenkens“ darstellt. Des Weiteren soll erläutert werden, warum sich ohne ein alternatives Wohlstandsmodell die verbreitete Wachstumsfixiertheit nicht überwinden lässt (vgl. Adler 2017:36).

5.3. Reduktion der Arbeitszeit

Auf Grund des verringerten Bedarfs beziehungsweise der verringerten Nachfrage nach neuen Produkten geht in einer Postwachstumsgesellschaft die Produktion zurück, also auch die daran hängenden Arbeitsplätze. Um Arbeitslosigkeit vorzubeugen, muss in einer Postwachstumsökonomie also eine Umverteilung der Erwerbsarbeit stattfinden. Durch eine Reduktion der Arbeitszeit pro Person kann trotzdem Vollbeschäftigung beibehalten werden: statt einem wöchentlichen Pensum von 40 Stunden eben auf einem wöchentlichen 20 Stunden Pensum. Folge daraus ist ein geringeres Einkommen, jedoch mehr Zeit. Die 20 freigewordenen Stunden können also anderweitig genutzt werden, beispielsweise für diverse Subsistenzpraktiken (reparieren, anbauen, anderen helfen). Durch suffizientere Lebensstile wird weniger Geld für die Neuanschaffung von Gütern benötigt und durch Subsistenzpraktiken kann wiederum Geld eingespart werden.

Das bedeutet, dass durch die Reduktion der Arbeitszeit bei gleichbleibendem gesellschaftlichem Wohlstand nicht nur die Arbeitszeit, Material- und Energieverbrauch reduziert werden, sondern als Folge dessen auch die (psychische) Gesundheit der Arbeiter*innen verbessert werden kann (vgl. Sommer/Welzer 2014). Dies führt dazu, dass finanzielle Existenzsicherung und Arbeit voneinander entkoppelt werden können und dadurch die Abhängigkeit von wirtschaftlichem Wachstum und Erwerbsarbeit abnimmt. Dadurch wird eine andere Fokussierung und Ausrichtung von Lebensentwürfen denkbar.

Ein weiterer wichtiger Aspekt in Bezug auf Arbeit, der hier nicht unerwähnt bleiben darf, ist die Notwendigkeit der Neubewertung von reproduktiven Tätigkeiten. Für die Gesellschaft wichtige Tätigkeiten, wie zum Beispiel Kindererziehung oder Pflege, werden meist nicht angemessen behandelt, was sich in der geringen Entlohnung widerspiegelt.

Für den Übergang in eine Postwachstumsgesellschaft sind Konzepte wie das Bedingungslose Grundeinkommen denkbare Szenarien, welche die Entkopplung von finanzieller Existenzsicherung und Arbeit zeitweise unterstützen könnten.

5.4. Alternative Wohlstandsmodelle

Wollen wir weg von einer Gesellschaft, die Wohlstand mit wirtschaftlichem Wachstum gleichsetzt und eine egalitärere, sozial und ökologisch gerechtere Gesellschaft anstreben, können wir nicht auf Konzepte wie das Bruttoinlandsprodukt zurückgreifen. Denn darin wird lediglich auf die Summe aller produzierter Güter und Dienstleistungen in einer Volkswirtschaft fokussiert. Das sagt jedoch nichts über den Wohlstand, die Wohlfahrt oder die Lebensqualität in einem Land aus und viele andere wichtige Aspekte werden im BIP ebenfalls nicht beachtet. Der Abbau natürlicher Ressourcen, durch wirtschaftliche Aktivitäten entstehende Umweltschäden, stehen beispielsweise außerhalb des BIPs. Die Reparatur von Umweltschäden oder die Aufräumarbeiten nach Katastrophen schlagen sich jedoch positiv im BIP nieder, da Wirtschaftswachstum dadurch generiert wird. Unbezahlte Reproduktionsarbeit, welche außerhalb des Marktes stattfindet (z.B. Hausarbeit oder ehrenamtliche Tätigkeiten) fallen komplett aus der BIP-Berechnung. Die Einkommensverteilung in einem Land spielt hierfür das BIP keine Rolle: dies wäre jedoch entscheidend, um zu sehen wie viele Menschen überhaupt am Wohlstand teilhaben (vgl. Diefenbacher/Rodenhäuser 2015:112).

Wenn Tätigkeiten nicht durch den monetären Fluss auf dem Markt erfasst werden können, werden sie nicht bei der Berechnung des BIPs berücksichtigt. Da sich die Postwachstumsökonomie von einer, auf Geld und wirtschaftlichem Wachstum basierten Gesellschaftsordnung entfernen will, scheint es mehr als sinnvoll, auch dem BIP (vor allem als Wohlstandsindikator) den Rücken zu kehren.

Es existieren bereits andere Indikatoren für Wohlstand wie zum Beispiel der Human Development Index (HDI), der Happy Planet Index (HPI), der Nationale Wohlfahrtsindex (NWI). Jedoch steht selbst bei Alternativen Wohlstandsindikatoren immer noch das Wirtschaftswachstum zu sehr im Fokus. (vgl. Diefenbacher/Rodenhäuser 2015:114f).

Die Postwachstumsökonomie bietet ein Konzept für eine alternative Gesellschaftsordnung an, dies fußt auf einer grundlegenden Veränderung kultureller Wertevorstellungen und Wohlstandsverständnisse. Wir brauchen eines neues Wohlstandsmodell mit anderen Denkweisen und (sich daraus ergebenden) anderen Lebensstilen.

6. Fazit

Ausgehend davon, dass Lebensstile in Ländern des Globalen Nordens zu ressourcenintensiv gestaltet sind und unter Anbetracht der multiplen Krisensituation ein sozial-ökologischer Wandel unumgänglich scheint, wurde untersucht, inwiefern Formen der Weitergabe einen Beitrag zur Gestaltung weniger ressourcenintensiver Lebensstile leisten können.

Hierfür wurde in einem ersten Schritt auf die globalen Unterschiede des Pro-Kopf-Ressourcenverbrauchs und der Gestaltung von Lebensstilen eingegangen. Das Wohlstandverständnis, welches den Lebensweisen einer konsumorientierten Wegwerfgesellschaft zugrunde liegt, ist durch den hohen Stellenwert von wirtschaftlichem Wachstum geprägt. Wohlstand wird mit monetärem Reichtum gleichgesetzt und Geld spielt daher eine sehr wichtige Rolle in der Ausrichtung von Lebensweisen. Um monetären Wohlstand zu erreichen, muss Geld verdient werden und Arbeit nimmt daher einen großen Platz in der individuellen Lebensgestaltung ein. Bildung dient als Mittel zum Zweck, um eine gut bezahlte Stelle zu erhalten. Konkurrenz, Leistung und die Logik des Immer-Mehrs dominieren daher verbreitete Denkweisen und durchdringen sämtliche Lebensbereiche. Glücklicherweise macht diese Wachstumsfixiertheit jedoch in den wenigsten Fällen, was der Anstieg der Burnout-Erkrankungen belegt. Überlegungen zu einem Guten Leben für Alle können dieser Lebensweise entgegengebracht werden. Hierbei handelt es sich um eine realistische Utopie jenseits der Logik des Immer-Mehrs, die einen respektvollen und solidarischen Umgang mit Menschen und Umwelt anstrebt.

Durch die ständige Verfügbarkeit günstiger Waren leitet sich eine geringe Wertschätzung für Güter und eine daraus entstehende Wegwerfmentalität ab. Die ständige Verfügbarkeit von (billigen) Waren ist auf aneignende, ausbeuterische Produktions- und Konsummuster zurückzuführen. Menschen und Umwelt werden ausgebeutet, um die Lebensweisen einer globalen Minderheit zu ermöglichen. Brand & Wissen sprechen hierbei von einer imperialen Lebensweise. Vor dem Hintergrund der momentanen multiplen Krisensituation ist eine Abkehr dieser imperialen Lebensweise von Nöten. Es gilt, das bestehende globale Machtgefüge gerechter zu gestalten. Gesellschaft und Wirtschaft sollen so verändert werden, dass Produktions- und Lebensweisen sozialer und ökologischer werden. Die Rede ist hierbei von einer sozial-ökologischen Transformation. Dafür werden andere Wirtschaftsformen benötigt. Die Sharing Economy ist beispielsweise eine solche Wirtschaftsform. Hierbei handelt es sich um einen wachsenden ökonomischen Bereich, der dem Motto „Nutzen statt Besitzen“ folgt und sich auf die geteilte Nutzung von Gütern und Dienstleistungen fokussiert.

Um ressourcenintensive, von der Wegwerfmentalität durchdrungene und auf Besitztum ausgerichtete Lebensweisen zu überwinden, können selten genutzte Gegenstände gemeinschaftlich verwendet und in Folge dessen Ressourcen eingespart werden. Jedoch bewegen sich viele der Sharing Economy zugeordneten Angebote weiterhin innerhalb der Wachstumslogik und der Profitgewinn steht im Mittelpunkt.

Unter der Kategorie Formen der Weitergabe werden sowohl Angebote mit dem Motto „Nutzen statt Besitzen“ als auch mit dem Motto „Weitergeben statt Wegwerfen“ gebündelt. Um Lebensstile ressourcenschonender zu gestalten, können bereits bestehende Produkte weitergegeben werden. Aus diesem Grund wurden in der vorliegenden Arbeit die Formen der Weitergabe in Hinsicht auf deren Ressourceneinsparungspotenzial näher untersucht. Hierbei wurde das Hauptaugenmerk auf die Bereiche Ernährung, Textilien & Gebrauchsgegenstände, Wohnen & Reisen und Mobilität gelegt und in diesen Bereichen spezifisch auftretende Probleme und existierende Formen der Weitergabe vorgestellt, wobei das Potential für die Einsparung von Ressourcen mit Hilfe von bereits vorgenommenen Studien eingeordnet wurde.

Die Ergebnisse der Studien zeigten, dass durch die Formen der Weitergabe Ressourcen eingespart werden können, wobei der Rebound-Effekt beachtet werden muss. Dieser Effekt beschreibt das Missverhältnis der Einsparung von Ressourcen durch effizientere Prozesse oder alternative Praktiken und deren Ausweitung. Werden beispielsweise durch Weitergaben Ressourcen eingespart, besteht die Möglichkeit, dass deren Nutzung so ausgeweitet wird, dass als Folge mehr Ressourcen verbraucht werden oder in anderen Bereichen ein höherer Konsum zu verzeichnen ist.

Ausgehend von der Verwobenheit von Denk- und Handlungsweisen wurde die Wirksamkeit von Formen der Weitergabe in Bezug auf deren Potenzial zur Veränderung von Denkweisen untersucht. Laut Elias` Zivilisationstheorie (1996) werden durch die Praktiken und Normen einer Gesellschaftsform auch die Innenwelten ihrer Mitglieder geprägt, sozialer Wandel bedeutet demnach, dass sich gesellschaftliche Strukturen in Wechselwirkung mit Persönlichkeitsstrukturen verändern. Welzer (2011) versteht die Verwobenheit von Denk- und Handlungsmuster als mentale Infrastrukturen. Überlegungen bezüglich dieser Verwobenheit fehlen in der Wachstumsdebatte jedoch bisher. Grundlegende Veränderungen der politischen und ökonomischen Systeme sind hierfür nötig. Lebensstile, die mit den planetaren Grenzen der Erde und nachkommenden Generationen vereinbar sein sollen, brauchen ein radikales Umdenken, sowohl auf einer systemischen als auch auf einer individuellen Ebene. Eine Abkehr von wachstumsfixierten Denkweisen und danach ausgerichteten Lebensentwürfen muss daher

in allen Lebensbereichen stattfinden, denn eine sozial-ökologische Transformation hin zu einer ressourcenschonenderen und sozial verträglicheren Lebensweise scheint nur möglich, wenn bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse infrage gestellt werden.

In Anbetracht einer angestrebten sozial-ökologischen Transformation, gilt es demnach Denkweisen und daraus resultierende Handlungen zu verändern. Da vielen Formen der Weitergabe eine andere Logik innewohnt, kann deren Nutzung eine Veränderung von wachstumsfixierten Denkweisen zur Folge haben. Die dahingehend angestellten Überlegungen beruhen auf Erfahrungsberichten von Einzelpersonen und eigenen Erfahrungen, daher besteht kein Anspruch auf Generalisierbarkeit. Ob der der Impuls von Formen der Weitergabe zu einer Veränderung von Denkweisen führt, wäre eine eigene Untersuchung wert. In dieser Arbeit bleibt es, wie bereits beschrieben, bei einer theoretischen Interpretation von Annahmen der Wirksamkeit von Formen der Weitergabe in Bezug auf die Veränderung von Denkweisen.

Formen der Weitergabe können das Potenzial haben, als kleine Inseln des konkreten Erlebens alternativer Handlungsweisen zu fungieren. Sie können dadurch Räume darstellen, die andere Logiken und Denkweisen erlebbar machen. Das Erleben und der tatsächliche (physische) Kontakt mit Überfluss als Folge der verbreiteten Lebensweise hinterlassen in einer Person einen tieferen Eindruck als reines Faktenwissen und können daher das Potenzial haben, tief verankerte Logiken und Denkweisen infrage zu stellen und gegebenenfalls zu verändern. Daher können Formen der Weitergabe auf der persönlichen Ebene dahingehend als wirksam verstanden werden, als dass sie Nutzer*innen aufrütteln und somit einen Anreiz darstellen gegebene Strukturen und Denkweisen zu hinterfragen.

Verlust von Selbstwirksamkeit und Entfremdung können die Folge überladener Lebensstile sein, wobei die Nutzung von Formen der Weitergabe und diesen zugrundeliegenden anderen Logiken dem entgegenwirken kann. Lebensstile können durch die Nutzung von Formen der Weitergabe entschlackt werden und dadurch Raum für Resonanzerfahrungen schaffen. Resonanzerfahrungen können wiederum dazu führen, dass sich Individuen in ihrem alltäglichen Handeln wieder selbstwirksam fühlen, was die Empfänglichkeit für andere Logiken und daraus entstehende Leitbilder steigern kann. Formen der Weitergabe können demnach als kleinteilige Praxisformen verstanden werden, in denen alternative Leitbilder erlebbar gemacht werden. Als Inseln alternativer Handlungsweisen haben sie das Potenzial Impulse zu senden, als Vorbilder für ressourcenschonendere Lebensstile und somit als Treiber einer sozial-ökologischen Transformation zu fungieren. Diese Impulse können auch von Einzelpersonen ausgehen (wie zum Beispiel Blogger*innen), die einen minimalistischen Lebensstil verfolgen und

dadurch inspirieren und Denkweisen beeinflussen und verändern können. Über das soziale Umfeld können Veränderungen bestehender Denkweisen und Leitbilder Wellen schlagen und so gesamtgesellschaftlich wirksam werden.

Wenn eine Abkehr der Wachstumslogik in sämtlichen Lebensbereichen stattfindet und die Gesellschaftsorganisation davon entkoppelt werden kann, kann von einer Postwachstumsgesellschaft gesprochen werden. Um eine Postwachstumsökonomie zu erreichen, müssen die vom Wirtschaftswachstum abhängigen Bereiche, wie das Bildungs- oder Gesundheitswesen, davon unabhängig gemacht werden. Prozesse, die diesen Wandel initiieren, werden Postwachstumspolitiken genannt. Die Grundpfeiler einer Postwachstumsökonomie bilden die Konzepte Suffizienz, Subsistenz, Regionalökonomie, neue Institutionen und stoffliche Nullsummenspiele. Suffizientere Lebensstile sind durch Genügsamkeit und eine Reduktion der Ansprüche an materielle Selbstverwirklichung gekennzeichnet. Subsistenz zielt darauf ab, die Produktion und Wirtschaftskreisläufe zu verkleinern und diese regionaler und stärker auf den Eigenbedarf auszurichten. Die weiterhin benötigte Industrie, welche nicht durch Suffizienz und/oder kreative urbane Subsistenzformen ersetzt werden kann, gilt es kleinräumig und dezentral zu organisieren (Regionalökonomie). Der verbleibende Teil der Industrie kann dahingehend umgebaut werden, dass neue Unternehmensformen entstehen, die auf Langlebigkeit von Produkten, Reparatur und deren Umnutzung spezialisiert sind.

In einer Postwachstumsgesellschaft geht die Produktion zurück, weil die Menschen einem suffizienteren Lebensstil nachgehen und daher weniger konsumieren. Die Erwerbsarbeitszeit wird auf diese veränderten Produktionsmengen angepasst und auf 20 Stunden pro Woche reduziert, was weiterhin Vollbeschäftigung gewährleisten kann. Da eine Postwachstumsökonomie eine Abkehr der Wachstumsfixiertheit bedeutet, scheint es außerdem sinnvoll, alternative Wohlstandsmodelle zu entwickeln, die Wohlstand nicht (rein) materiell messen.

Abschließend lässt sich sagen, dass die Formen der Weitergabe das Potenzial besitzen, konsumorientierte Denkweisen zu verändern. Zudem stellen sie eine reale Möglichkeit dar, wertvolle Ressourcen einzusparen.

Um einen Übergang in eine Postwachstumsgesellschaft zu gestalten könnte durch die Nutzung von Formen der Weitergabe der Konsum neu produzierter Güter minimiert werden und somit ein erster Schritt getan werden.

Es gilt zu reflektieren, dass in der vorliegenden Arbeit Überlegungen angestellt wurden, die von einer konsumorientierten Überflussgesellschaft ausgehen. Wobei gesehen wird, dass

einige Formen der Weitergabe nur auf Grund dieses Überflusses existieren (können). Dieser Überfluss ist das Ergebnis einer Fehlstellung im System, welche es zu korrigieren gilt. Formen der Weitergabe können daher nur einen kleinen Impuls in eine „richtige“ Richtung geben. Für einen globalen Wandel braucht es zusätzliche Restriktionen und Richtlinien, damit imperiale Produktions- und Lebensweisen überwunden werden können.

Überlegungen zur konkreten Gestaltung einer globalen solidarischen, ökologischen und sozialen Lebensweise und zu einem Übergang dorthin stellen ein vielfältiges Feld für weitere Forschungen dar. Zudem bieten Bestandsaufnahmen und Studien zur Wirksamkeit von Formen der Weitergabe beziehungsweise alternativen Handlungsmöglichkeiten zur Schonung von Ressourcen einen spannenden Ansatz für weiterführende Forschungsaufgaben. Insbesondere Forschungen in Richtung der Wirksamkeit Denkweisen zu verändern, wäre sehr spannend.

Jeden Tag entscheiden individuelle Konsum- oder Nichtkonsumentscheidungen, wie ressourcenintensiv unsere Lebensstile sind. Indem wir weitergeben statt wegwerfen, nutzen statt besitzen und manchmal vielleicht auch einfach nur verzichten statt zu kaufen, kann jede*r Einzelne von uns einen kleinen Beitrag leisten. Abschließend lässt sich daher sagen, dass „Weitergeben statt Wegwerfen“ als eine Möglichkeit gesehen werden kann, die bestehenden systemischen Missstände einer Überflussgesellschaft zu nutzen, um einen Wandel hin zu ressourcenschonenderen Lebensweisen zu gestalten.

7. Bibliographie

Adler, Frank; Schachtschneider, Ulrich (2017): *Postwachstumspolitiken. Wege zur wachstumsunabhängigen Gesellschaft*. München: oekom.

Adler, Frank (2015): „*Postwachstum*“ als radikal-kritische und konkret-utopische Transformationsperspektive. In: Brie, Michael (Hrsg.) (2015): *Lasst uns über Alternativen reden. Beiträge zur kritischen Transformationsforschung 3*. Hamburg: VSA (77-130).

Adler, Frank (2017): *Postwachstumspolitiken-Wege, die Landschaften verändern*. In: Adler, Frank; Schachtschneider, Ulrich (2017): *Postwachstumspolitiken. Wege zur wachstumsunabhängigen Gesellschaft*. München: oekom (25-39).

Alles und Umsonst (2019): <https://alles-und-umsonst.de/> [Zugriff: 29.05.2019]

Ärzteblatt Umfrage Burnout Deutschland (2018): *Jeder Zweite fühlt sich vom Burnout bedroht*. 09.04.2018. <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/92312/Jeder-Zweite-fuehlt-sich-von-Burnout-bedroht> [Zugriff: 01.08.2019]

Bennholdt-Thomsen (2015): *Subsistenz ist die Lösung*. In: *Le Monde Diplomatique*. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (162-163).

Bienge, Katrin; Kiefer, Stefan; Pot, Maike (2017): *Ressourceneffizienzpotenzialanalyse von Nutzen statt Besitzen Angeboten: Wohnen & Reisen*. Wuppertal Institut: https://wupperinst.org/fa/redaktion/downloads/projects/NsBRess_Wohnen_Reisen.pdf [Zugriff: 24.07.2019]

Bienge, Katrin; Suski, Paul (2017): *Ressourceneffizienzpotenzialanalyse von Nutzen statt Besitzen Angeboten Materialband: Individualmobilität*. Wuppertal Institut: https://wupperinst.org/fa/redaktion/downloads/projects/NsBRess_Mobilitaet.pdf [Zugriff: 24.07.2019]

Brand, Ulrich (2009): *Die multiple Krise. Dynamik und Zusammenhang der Krisendimensionen, Anforderungen an politische Institutionen, und Chancen progressiver Politik*. Berlin: Heinrich Böll Stiftung. https://www.boell.de/sites/default/files/multiple_krisen_u_brand_1.pdf [Zugriff: 09.08.2019]

Brand, Ulrich (2014): *Die sozial-ökologische Transformation als ein gesellschaftspolitisches Projekt*. BEIGEWUM (Beirat für gesellschafts-, wirtschafts-, und umweltpolitische Alternativen). Heft 2/2014 Kurswechsel für ein gutes Leben. (7-18).

Brand, Ulrich (2014): *Gesucht: ein neues globales Wohlstandsmodell. Sozial-ökologische Transformation braucht progressive Strategien und breite Bündnisse*. 21.04.2014.

<https://www.ipg-journal.de/rubriken/nachhaltigkeit-energie-und-klimapolitik/artikel/gesucht-ein-neues-globales-wohlstandsmodell-359/> [Zugriff: 14.06.2019]

Brand, Ulrich; Wissen, Markus (2017): *Die imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: oekom.

Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus (2019): *Der „Österreichische Fußabdruck Rechner“*. *Der ökologische Fußabdruck- Wann sind die ökologischen Grenzen unseres Planeten erreicht?* 09.01.2019:

https://www.bmnt.gv.at/umwelt/nachhaltigkeit/bildung_nachhaltige_entwicklung/fussabdruck_rechner.html [Zugriff: 10.07.2019]

BURNAUT. Gesunde Arbeit. Die Lösungswelt zu Sicherheit und Gesundheit in der Arbeit (2017): *Schon 44% in der Burnout-Spirale*. 25.07.2017:

https://www.gesundearbeit.at/cms/V02/V02_7.12.5.a/1342580827490/service/aktuelles/2017/schon-44-in-der-burnout-spirale?d=Touch [Zugriff: 08.08.2019]

City Bike Wien (2019) <https://www.citybikewien.at/de/> [Zugriff: 25.07.2019]

Deutscher Bundestag (2013): *Schlussbericht der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität-Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft“*. 03.05.2013.

<http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/17/133/1713300.pdf> [Zugriff: 23.08.2019]

Diefenbacher, Hans; Rodenhäuser Dorothee (2015): *Alternativen zum Bruttoinlandsprodukt*. In: Le Monde Diplomatique. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (112-116).

Dörre, Klaus; Lessenich, Stefan; Rosa, Hartmut (2015): *Lob der Gleichheit*. In: Le Monde Diplomatique. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (160-161).

Dudenredaktion (o.J.): „Wertewandel“ auf Duden online:

<https://www.duden.de/suchen/dudenonline/Wertewandel>

- Ebay-Kleinanzeigen (2019) <https://www.ebay-kleinanzeigen.de/> [Zugriff: 28.05.2019]
- Eckardt, Felix (2017): *Suffizienz, Politik und die schwierige Rolle des guten Lebens*. In: Adler, Frank; Schachtschneider, Ulrich (2017): *Postwachstumspolitiken. Wege zur wachstumsunabhängigen Gesellschaft*. München: oekom (51-64).
- Facebook Share & Care (2019) <https://www.facebook.com/groups/shareandcare.vienna/> [Zugriff: 29.05.2019]
- Fellmer, Raphael (2015): *Foodsharing Blog: Die Foodsharing WuppDays 2015 vom 20.09.-15.10.2015*. 26.06.2015 <https://foodsharing.at/?page=blog&sub=read&id=201> [Zugriff: 23.07.2019]
- Food and Agriculture Organization of the United Nations (2011): *Global Food Losses and Food Waste- Extent, Causes and Prevention*. Rome. <http://www.fao.org/3/a-i2697e.pdf> [Zugriff: 11.06.2019]
- Foodsharing (2019) <https://foodsharing.de/> [Zugriff: 25.07.2019]
- Foodsharing ; deutsche Umwelthilfe (2018): *Lebensmittelverschwendung stoppen. Gemeinsamer Aktionsplan*. 11.12.2018. https://www.duh.de/fileadmin/user_upload/download/Projektinformation/Kreislaufwirtschaft/Lebensmittelverschwendung/181210_Aktionsplan_foodsharing_DUH_FINAL.pdf [Zugriff: 23.07.2019]
- Freecycle (2019) <https://freecycle.org/> [Zugriff: 29.05.2019]
- Global 2000 (2019): *Nachhaltigkeit und Ressourcenverbrauch*. <https://www.global2000.at/themen/nachhaltigkeit-und-ressourcenverbrauch> [Zugriff: 12.05.2019]
- Greenpeace (2017): *Konsumkollaps durch Fast Fashion. Die Textil-Trends von heute sind der Müll von morgen*. 14.02.2017 https://greenwire.greenpeace.de/system/files/2019-04/s01951_greenpeace_report_konsumkollaps_fast_fashion.pdf [Zugriff: 29.05.2019]
- Gsöls, Rita (2019): *Sharing Economy*. <http://www.imzuwi.org/index.php/98-infothek/utopedia/151-sharing-economy> [Zugriff: 6.08.2019]
- Heinrich-Böll-Stiftung, BUND, Le Monde Diplomatique (2014): *Fleischatlas. Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel*. https://www.boell.de/sites/default/files/fleischatlas2014_vi.pdf?dimension1=division_oen [Zugriff: 23.07.2019]

Heiny, Friederike (2016): *Solidarischer Konsum in Berlin. Leihen und Schenken in Leila und Ula*. In: Ronge, Bastian (Hrsg.): *Solidarische Ökonomie als Lebensform. Berliner Akteure des alternativen Wirtschaftens im Portrait*. Bielefeld: transcript (115-138).

Hepp, Gerd (1994): *Wertewandel. Politikwissenschaftliche Grundfragen*. München Wien: R. Oldenbourg.

Jensen, Anette (2015): *Textilien für die Welt*. In: *Le Monde Diplomatique*. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (64-67).

Klug, Katharina (2018): *Vom Nischentrend zum Lebensstil. Der Einfluss des Lebensgefühls auf das Konsumentenverhalten*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Kopp, Thomas u.a. (I.L.A. Kollektiv) (2017): *Auf Kosten Anderer? Wie die imperiale Lebensweise ein gutes Leben für alle verhindert*. München: oekom.

Kühn, Thomas; Koschel, Kay-Volker (2010). *Die Bedeutung des Konsums für moderne Identitätskonstruktionen*. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (2010): *Unsichere Zeiten: Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen*. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena. Wiesbaden: VS (1-16)

Kuß, Alfred; Tomczak, Torsten (2000): *Käuferverhalten. Eine marktorientierte Einführung*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Leibovici-Mühlberger, Martina (2013): *Die Burnout Lüge. Was uns wirklich schwächt. Wie wir stark bleiben*. Wien: edition a.

Leismann, Christin u.a. (2012): *Nutzen statt Besitzen. Auf dem Weg zu einer Ressourcenschonenden Konsumkultur*. Band 27 der Schriftenreihe Ökologie.
https://epub.wupperinst.org/frontdoor/deliver/index/docId/4593/file/4593_Konsumkultur.pdf
[Zugriff: 13.07.2019]

Lesch, Harald; Klamphausen, Klaus (2018): *Wenn nicht jetzt, wann dann? Handeln für eine Welt, in der wir leben wollen*. München: Penguin.

Metzger, Reiner (2015): *Teilen, die andere Ökonomie*. In: *Le Monde Diplomatique*. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz (146-149).

Mundraub (2019) <https://mundraub.org/> [Zugriff:26.07.2019]

- Muraca, Barbara (2015): *Wie alles anfangt*. In: Le Monde Diplomatique. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (108-111).
- Paech, Niko (2012): *Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. In: Ludwig-Erhard-Stiftung (Hrsg.) (2012): *Ökonomische Theorie und Praxis, Orientierung zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik*. Band 134 (4/2012). (61-67).
- Paech, Niko (2012): *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. München: oekom.
- Paech, Niko (2014): *Suffizienz und Subsistenz: Therapieansätze zur Überwindung der Wachstumsdiktatur*. In: Konzeptwerk Neue Ökonomie (Hrsg.) (2014): *Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben*. München: oekom.
- Paech, Niko (2015): *Postwachstumsökonomie. Weniger ist mehr*. 09.2015.
<https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/postwachstumsoekonomie-weniger-ist-mehr/> [Zugriff 26.11.2018]
- Paech, Niko (2015): *So sparen wir Geld, Raum und ökologische Ressourcen*. 13.02.2015.
<http://www.einfachbewusst.de/2015/02/interview-niko-paech/> [Zugriff: 20.04.2019]
- Paech, Niko; Paech, Björn (2013): *Vom Wachstumsdogma zur Postwachstumsökonomie*. In: Huncke, Wolfram u.a. (Hrsg.) (2013): *Wege in die Nachhaltigkeit. Die Rolle von Medien, Politik und Wirtschaft bei der Gestaltung unserer Zukunft*. Wiesbaden: HLZ (73-95).
- Reichel, André (2017): *Postwachstum- ein Überblick* 30.11.2017:
http://www.andrereichel.de/wp-content/uploads/2017-11-30_GRUENE-Stuttgart.pdf [Zugriff: 25.03.2019]
- Reuß, Jürgen (2015): *Garantiert nicht lang haltbar*. In: Le Monde Diplomatique. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (78-83).
- Rosa, Hartmut (2014): *Resonanz statt Entfremdung, Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne*. In: Konzeptwerk Neue Ökonomie (Hrsg.) (2014): *Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben*. München: oekom.
- Rosa, Hartmut (2015): *Verdichtete Zeit. Wachstum bedeutet Beschleunigung, aber Entschleunigung ist auch keine Lösung*. In: Le Monde Diplomatique. Kolleg

Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (42-43)

Rosa, Hartmut (2018): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 3. Auflage. Wissenschaftliche Sonderausgabe.

Rosa, Hartmut (2018): Resonanz.17.03.2018. <https://www.resonanz.wien/blog/hartmut-rosa-ueber-resonanz/> [Zugriff: 25.08.2019]

Santarius, Tilmann (2014): *Der Rebound-Effekt: ein blinder Fleck der sozial-ökologischen Transformation*. In: GAIA Ökologische Perspektiven für Wissenschaft und Gesellschaft. 2/2014. München: oekom.

Schmelzer, Matthias (2015): *Spielarten der Wachstumskritik*. In: Le Monde Diplomatique. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (116-121).

Schmidt, Lukas; Schröder, Sabine (2016): *Entwicklungstheorien. Klassiker, Kritik und Alternativen*. Reihe: Gesellschaft-Entwicklung-Politik (GEP), Band 17. Wien: Mandelbaum.

Schneider, Jakob (2018): *Verantwortungsvoll essen von der Wiege bis zur Bahre*. Forschungsarbeit, Universität Wien.

Scholl, Gerhard et al (2015): *Peer-to-Peer-Sharing. Definition und Bestandsaufnahme*. *Peersharing*.09.2015.https://www.peersharing.de/data/peersharing/user_upload/Dateien/Peersharing_Ergebnispapier.pdf [Zugriff: 13.06.2019]

Schweizerische Eidgenossenschaft (2015): *Konsum beeinflusst Ressourcenverbrauch. Sanfter wohnen*. 17.07.2015. https://www.gruenewirtschaft.admin.ch/grwi/de/home/Warum_Gruene_Wirtschaft/ressourcenverbrauch-beeinflussen-als-konsument/sanfter-wohnen.html [Zugriff: 18.07.2019]

Scobel, Christoph-H. (1995): *Trends im Konsumentenverhalten. Eine Analyse der Veränderung von Verbrauchersensibilität und Verbraucherverhalten*. Arbeitspapier zur Schriftenreihe Schwerpunkt Marketing, Band 58. München: FGM.

Seidl, Irmi; Zahrt, Angelika (Hrsg.) (2010): *Wie der Abschied vom Paradigma des Wirtschaftswachstums gelingen kann. Die Postwachstumsgesellschaft*. In: Ökologisches Wirtschaften, 25, (3), 18-19. <http://www.oekologischces-wirtschaften.de/index.php/oew/article/view/1066> [Zugriff 27.02.2019]

Sommer, Bernd; Welzer, Harald (2014): *Transformationsdesign: Wege in eine zukunftsfähige Moderne*. München: oekom.

Thurn, Valentin (2015): Lebensmittel für die Tonne. In: *Le Monde Diplomatique*. Kolleg Postwachstumsgesellschaften. Atlas der Globalisierung: Weniger wird mehr. Berlin: Taz. (84-85).

Umweltbundesamt (2018): *Wohnen*. 19.11.2018.

<https://www.umweltbundesamt.de/daten/private-haushalte-konsum/wohnen> [Zugriff: 18.07.2019]

United Nations Economic and Social Council (2002): Resolutions and Decisions adopted by the Economic and Social Council at its substantive session of 2002. 01.-16.06.2002

<https://www.un.org/esa/ffd/wp-content/uploads/2002/07/E2002INF2Add2.pdf> [Zugriff: 13.05.2019]

Welzer, Harald (2011): *Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam*. Heinrich Böll Stiftung. Schriften zur Ökologie Band 14.

Wiencierz, Christian; Röttger, Ulrike (2017): *Konsumentenvertrauen in der Sharing Economy. Vertrauensprozesse in einer digitalen Welt des Tauschens und Teilens*. In: Bala, Christian; Schulzinski, Wolfgang (Hrsg.) (2019): *Der vertraute Verbraucher zwischen Regulation und Information*. Beiträge zur Verbraucherforschung Band 9. Working Paper des KVF NRW 6. Düsseldorf: Verbraucherzentrale NRW/ Kompetenzzentrum Verbraucherforschung NRW.

Willhaben (2019) <https://www.willhaben.at/iad> [Zugriff: 28.05.2019]

Wissen, Markus; Brand, Ulrich (2018): Imperiale Lebensweise. Zum Gebrauchswert eines Konzepts. In: Becker, Maximilian; Reinicke, Mathilda (Hrsg.) (2018): *Anders wachsen! Von der Krise der kapitalistischen Wachstumsgesellschaft und Ansätzen einer Transformation*. München: oekom (43-57).

Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie gGmbH: *Mein ökologischer Rucksack*: www.ressourcen-rechner-de-last [Zugriff: 13.06.19]